CHRISTOPHÉ

Wir stoßen mit Panzern zum Meer

Steiniger

Wir stoßen mit Panzern zum Meer

Von E. C. Christophé

51.–100. Tausend

Steiniger-Verlage Berlin

FOTOS:

Weltbild: Pk Stift, Pk Sommerſchuh, Pk Tritſcher (je 1). Scherls Bilderdienſt: Pk Fremke, Pk Faſchauer, Pk Pink, Pk Kropf (je 1). Preſſebildzentrale: Pk Hinz, Pk Ehlert, Pk Huſchke (je 1). Alfred Hoppe Foto (2). Bildberichter: Lübbert (1), Stift (1), Boecker (2)

Alle Rechte vorbehalten · Copyrigth 1940 by Verlag Ernſt Steiniger Berlin

Druck der Ernſt Steiniger Druck- und Verlagsanſtalt Berlin

Dieſes Buch ſoll ein Dank ſein. Ein Dank an die Soldaten, die in den Verbänden der Panzertruppe auf dem Felde der Ehre heldenmütig für Großdeutſchland ihr Leben gaben.

Über ihre Zeit und über ihr Grab hinaus ſoll dieſes Buch von ihren Taten künden. Das, was ſie geleiſtet, wird unſterblich in den Herzen der Deutſchen leben und klingen von Generation zu Generation. Großdeutſchland vergißt die nie, die ſo wie ſie ſtarben. Auch einige von denen, deren packende Berichte dieſes Buch verzeichnet, deckt Frankreichs kühle Erde.

Sodann ſoll dieſes Buch ein Dank ſein an alle, die in den Verbänden der Panzertruppe bereit waren, alles für Führer und Vaterland zu opfern. Möge ihr heroiſcher Geiſt übergehen auf jene, die nach ihnen deutſche Panzer führen werden.

Mit Abſicht ſind mehrere Berichte dieſes Buches nicht überarbeitet worden. So wie der Frontſoldat ſelbſt erlebte, hat er ſein Erlebnis niedergeſchrieben. Hart und oft rauh iſt ſeine Sprache, aber hart und rauh iſt auch der Krieg, der unmittelbar aus dieſen Zeilen ſpricht.

Zwiſchen dem Feldwebel Thamm und dem Gefreiten Weber ſitzt ein Offizier, der junge Leutnant Hans Steinbrecher, der mit den anderen in die verlöſchende Flamme ſtarrt. Jetzt hebt er den Kopf und blickt aufmerkſam in die beginnende Nacht hinaus.

Merkwürdig, nicht einmal Flieger ſcheinen heute unterwegs zu ſein. Auch der leiſe Nachtwind hat ſich jetzt gelegt. Die Bäume ſtehen wie dunkle Silhouetten ſtill gegen den nächtlichen Horizont. Weit in der Ferne fällt ein einzelner Schuß. Dann wieder Stille.

Iſt es die Stille vor dem großen Sturm? Die Nacht zwiſchen Ebbe und Flut? Bringt der morgige Tag den Befehl, dem ſie alle mit heißem Herzen entgegenſehen? Den Befehl zum Aufbruch gegen den Feind?

Drüben, jenſeits der Dorfſtraße, ſtehen in einem dichten Gehölz, gut gegen feindliche Sicht getarnt, die Panzerwagen des Regiments. Matt ſchimmert das Eiſen durch das dunkle Laub, und mit ihren rieſigen Raupenketten, den Türmen und den drohend ausgeſtreckten Geſchützrohren gleichen ſie einer ſchlafenden Herde gefährlicher Tiere.

Näher ſind jetzt die Soldaten in dem Bauernhaus an ihren Leutnant herangerückt. Zwei, drei Zigaretten glimmen auf. Aus einer Feldflaſche gluckert ſchwarzer Tee, der im Becher die Runde macht. Alle Sinne, alle Nerven ſind zum Zerreißen geſpannt. Zum Teufel dieſes entſetzliche Warten! Seit Wochen geht das nun ſchon ſo. Nichts geſchieht. Immer nur Geplänkel der Infanterie im Vorfeld. Wann kommt endlich auch für die Panzer der erſehnte Befehl zum Einſatz? Wann kommt ſie, die große deutſche Offenſive, über die ſich die ganze Welt rätſelratend den Kopf zerbricht?

Wird der neue Tag nun endlich die Erlöſung bringen? Keiner weiß es, aber jeder ahnt und ſpürt mit der Witterung des Frontſoldaten, daß ſich etwas zuſammenbraut.

Langſam und zögernd kommt eine Unterhaltung in Gang. Leiſe und gedämpft klingen die Worte auf, dazwiſchen kniſtert die Glut im Herd. Einer, ein junger Gefreiter aus Süddeutſchland, ſpricht vom Krieg. Hinter ihnen liegt ja das Erlebnis des

Polenfeldzuges, aus dem ſie mit friſchem Ruhm und mit dem Siegeslorbeer an ihren Fahnen hierher nach Weſten zogen.

Erinnerungen blitzen auf ... Namen von Ortſchaften werden genannt ... es iſt, als grolle längſt verklungener Schlachtenlärm aus Polen wieder auf ...

Leutnant Steinbrecher ſieht noch immer lächelnd in die flackernde Glut. Er iſt der jüngſte Offizier des Panzerregiments, aber der Zug, den er in Polen führte, hat ſich vor allen anderen ausgezeichnet, und jeder ſeiner Panzermänner hier um ihn trägt, wie er, auf dem ſchwarzen Rock das Band des Eiſernen Kreuzes.

Jung ſind ſie alle, ſo jung wie er, doch hart vom Ernſt des Krieges gezeichnet.

Draußen ertönen Schritte. Der Leutnant erhebt ſich. Im Türrahmen ſteht Hauptmann Sander von der zweiten Kompanie.

„Na", ſagt er, als er den Leutnant Steinbrecher erblickt, „es gibt heute nacht Nebel".

„Jawohl", antwortet der junge Offizier und muſtert aufmerkſam das Gelände, „er kommt heute dicker als ſonſt aus dem Sumpf".

„Genau wie damals in Cambrai", ſagt der ältere Offizier verſonnen, winkt den Soldaten und ſetzt ſich mitten zwiſchen ſie.

Cambrai ...!

Da ſteht das Wort plötzlich im Raum und ſofort verſtummt jedes andere Geſpräch, als könne nichts anderes mehr neben ihm beſtehen.

Cambrai ...!

Das Feuer auf dem Herd iſt plötzlich zuſammengefallen und erloſchen. Fahles Mondlicht liegt draußen über den Feldern. Weiße Nebelfetzen treiben drüben auf den Wieſen am ſchwarzen Gehölz vorbei und unwirklich und ſpukhaft erſcheinen alle Umriſſe.

Der Hauptmann beginnt zu erzählen. Sind es ſeine knappen, eindringlichen Sätze, iſt es die ſeltſame Stimmung dieſer Nacht oder hat das Wort „Cambrai" allein ſolche Kraft, daß es die Gegenwart einfach auslöſcht und eine längſt vergangene Zeit an ihre Stelle ſetzt?

Denn jetzt ist es keine Erzählung mehr, der die Soldaten dort in der Bauernküche zuhören, sondern aus unwirklichen Tiefen heraus steigen um sie wie durch magische Beschwörung seltsame Bilder, Gesichte und Gestalten auf. Noch verschwimmt alles in nebelhaftem Dunst. Doch langsam nehmen die Dinge zu an Form und Gestalt, und sieht auf einmal das Auge in aller Klarheit eine hügelige Landschaft, zerrissen von Kampfgräben, durchpflügt von Granaten und beschienen von einer glanzlosen Novembersonne. Das Ohr hört das Dröhnen der Kanonen, das Heulen der Granaten, die Todesschreie der Sterbenden, die Luft aber, die jeder atmet, ist die Luft des Kriegsjahres 1917, die schwere, feuchte Luft Flanderns.

Cambrai! Da liegt der Ort. In seiner Mitte erhebt sich der zerschossene Kirchturm. Etwas westlich davon dehnen sich weite und große Wälder.

So sieht es um Cambrai aus. Die deutschen Stellungen, die dem Ort vorgelagert sind, gehören zu den ruhigsten des ganzen Frontabschnittes.

„Sanatorium Cambrai"! So wird diese Gegend hier von den deutschen Soldaten genannt, die aus der Hölle der flandrischen Tiefebene kommen, um hier wieder neue Kräfte zu sammeln.

Cambrai ist ein Teil der Siegfriedstellung und dementsprechend ausgebaut.

Vor dem deutschen Vorpostengraben befindet sich ein starkes Drahthindernis, das sich überall an den Fronten bewährt hat, ein Zerschneiden ist beinahe unmöglich. Dann kommt die Vorfeldzone, die fast eineinhalb Kilometer tief ist und ungezählte Widerstandsnester mit leichten und schweren MGs aufweist. Hier erst liegen die beiden ersten Kampfgräben. Sie sind bis zu drei Meter breit, mit allen Errungenschaften der neuzeitlichen Kriegstechnik ausgerüstet. Vor den weiteren Kampfgräben liegen dann zahllose weitere Hindernisse und Abwehrvorrichtungen.

Eine solche Stellung kann schon „Sanatorium" genannt werden, denn praktisch ist sie unangreifbar. Jeder feindliche Infanterieangriff muß hier scheitern. Das weiß die deutsche Heeres-

leitung so gut wie der deutsche Infanterist, und ebenso gut scheint es auch der Feind zu wissen.

Und doch verdichten sich um die Mitte des November 1917 die Gerüchte, der Feind beabsichtige einen Angriff auf diese deutsche Stellung bei Cambrai.

Engländer sind es, die hier den Deutschen gegenüberliegen, und englische Gefangene, die bei kleinen Patrouillenunternehmungen eingebracht werden, bestätigen im Verhör das Bevorstehen eines britischen Angriffs.

Soll man ihnen glauben? Im deutschen Divisionsstab schüttelt man die Köpfe. Bisher hat der Engländer nichts gewagt, warum soll er nun gerade hier so viel aufs Spiel setzen? Alle Vorteile liegen bei den Deutschen. Die Stellung ist glänzend ausgebaut, sie kennen das Gelände wie kaum ein anderes und ebenso ist die deutsche Artillerie längst auf alle Möglichkeiten vorbereitet und aufs genaueste eingeschossen. Sollten es die Engländer also wirklich wagen?

Als jedoch in den nächsten Tagen auch neue Gefangene immer wieder von einem britischen Angriff reden, nimmt man die Sache ernster.

Auf jeden Fall wird die Front verstärkt. Nicht viel allerdings, denn die Hölle von Flandern hat Menschenleben rascher als andere Frontabschnitte verbraucht und neue, frische Kräfte sind nur schwer heranzubringen. Die deutsche Front ist ausgelaugt, überall in Europa werden deutsche Truppen benötigt, überall in der Welt kämpft die deutsche Infanterie.

Doch so gut es geht, wird die 54. Infanteriedivision, die hier steht, aufgefüllt. Die Breite der Stellung beträgt ungefähr zehn Kilometer und reicht von Havrincourt bis La Vacquerie. Das ist nicht viel und doch wieder sehr viel, denn so können drei Regimenter nebeneinander liegen. In idealer Verteilung, je zwei Bataillone in Stellung, je eins in Ruhe.

Der Engländer kann also kommen. Wenn seine Sturmkolonnen auf die Siegfriedstellung losstürmen, wird die deutsche Infanterie blutige Antwort geben, und schon im Feuer der vordersten Linien wird sein Angriff zusammenbrechen.

So wartet man also ab. Im ersten deutschen Kampfgraben geht der Hauptmann von Unterstand zu Unterstand, spricht mit seinen Leuten, drückt hier eine Hand, klopft dort einem auf die Schulter, und die Augen der alten Frontsoldaten leuchten auf, wenn sie ihn kommen sehen

Der Hauptmann! Ihr Hauptmann! Er ist der Kopf und zugleich der Herzschlag der Kompanie. Jeder einzelne der Männer würde sich für ihn in Stücke reißen lassen. Jeder einzelne von ihnen weiß aber jetzt auch, was ein Händedruck des Hauptmannes bedeutet, nämlich: das Letzte einzusetzen, weder Tod noch Teufel zu fürchten, und die Stellung bis zum Äußersten zu halten. Denn gerade hier an dieser Stelle wird der vermutete Angriff am heftigsten erfolgen.

Der Hauptmann selbst ist einer von denen, die sich einen gegnerischen Angriff am sehnlichsten wünschen. Dann geschähe doch wenigstens etwas in diesem so verdammt ruhigen Abschnitt. Die Front würde in Bewegung geraten und im Gegenstoß könnte sie vielleicht weiter vorverlegt werden. Wenn man im Generalstab doch endlich einsehen möchte, daß Deutschland in diesem entsetzlichen Stellungskrieg langsam verblutet und entnervt.

Da bricht der 19. November an. Schon die ersten Morgenstunden scheinen Gewißheit darüber zu geben, daß beim Engländer drüben etwas los ist.

In ungewöhnlicher Weise hat sich das feindliche Artilleriefeuer verstärkt, auch wenn zunächst noch ziemlich sinnlos in die Gegend geschossen wird. Feindliche Flieger treten jetzt ebenfalls in größerer Zahl auf. Über die deutschen Linien kommen sie vorerst jedoch kaum, sondern kreisen noch über den eigenen, vordersten Stellungen. Immerhin sind das alles sichere Anzeichen, daß der Feind etwas beabsichtigt.

Mag er kommen. Auf deutscher Seite ist alles vorbereitet. Die Ruhebataillone sind nach vorn angesetzt, um bei jeder unter Umständen eintretenden Möglichkeit die Zwischenstellung zu halten. Weiter ist das Reserve-Infanterieregiment 27 als Stoßregiment von der Armee freigegeben worden. Und außerdem sind

zwei Artillerie-Abteilungen der hinter Cambrai stehenden 107. Infanteriedivision nach hier überwiesen worden, die inzwischen befehlsgemäß bei Graincourt und Flesquieres in Stellung gegangen sind.

Noch am gleichen Abend wird erhöhte Gefechtsbereitschaft angeordnet.

Doch es ereignet sich nichts. Die Nacht kommt, eine kalte, schauderhaft kalte Nacht.

Im vordersten Graben sitzt der Hauptmann bei seinen Leuten. Sie frieren alle. Sogar der Schnaps wärmt nicht mehr. Er brennt nur, wenn er durch die Kehle rinnt. Ein leiser Sprühregen fällt herab. Die Feuchtigkeit durchdringt alles, kriecht durch die alten, abgeschabten Soldatenröcke und Mäntel, zieht sich an den Beinen empor, den Rücken entlang, bis die Körper vor Nässe erschauern.

Wenn es doch endlich hell werden möchte! Aber die Nacht des Wartens scheint kein Ende nehmen zu wollen, und das Feuer der weit ins Gelände streuenden, englischen Batterien reißt nicht ab.

Da, endlich erscheint nach Stunden der erste fahle Schein am Horizont. Der Regen hat nachgelassen, dafür ziehen jetzt dichte, weiße Nebelschwaden über die feuchte Erde, die alles verschlucken, Baum, Strauch, Grabenwälle, Drahthindernisse. Alles ist ein einziger, milchiger Dunst.

Sieben Uhr morgens. Mit angespannten Nerven und Sinnen warten die Männer im ersten deutschen Graben auf das Kommando. Mit vor Müdigkeit matten Augen versuchen sie den Nebel zu durchdringen. Umsonst. Nichts ist zu sehen, nur Geräusche kann man wahrnehmen. Ein seltsames Rasseln und Rattern tönt von den gegnerischen Stellungen herüber. Merkwürdige, metallische Geräusche, die man bisher noch niemals hörte, und die sich auch niemand erklären kann.

Auch der Hauptmann hört das Rasseln. Was kann das sein? Kopfschüttelnd setzt er immer wieder das Glas an die Augen. Dieser Nebel, dieser verdammte Nebel!

vom ersten Graben übrig geblieben sind und geht mit ihnen auf gleicher Höhe zurück, auf der die Tanks vorrücken. Es muß doch gelingen, den Feind aufzuhalten. Man muß sich jeden einzeln vornehmen. Wenn man doch nur mehr Leute hätte! Und wenn der Nebel endlich weichen würde!

Der Hauptmann hat dies kaum gedacht, teilt sich für einen Augenblick die grauweiße Wand. Doch das Bild, das sich jetzt zeigt, ist wohl geeignet, auch den Stärksten schwach werden zu lassen. Das ganze Feld vor den deutschen Linien ist übersät mit heranrollenden Tanks, unübersehbar ist ihre Zahl, es ist wie eine einzige, graue Flut, die sich unaufhaltsam vorwärts wälzt.

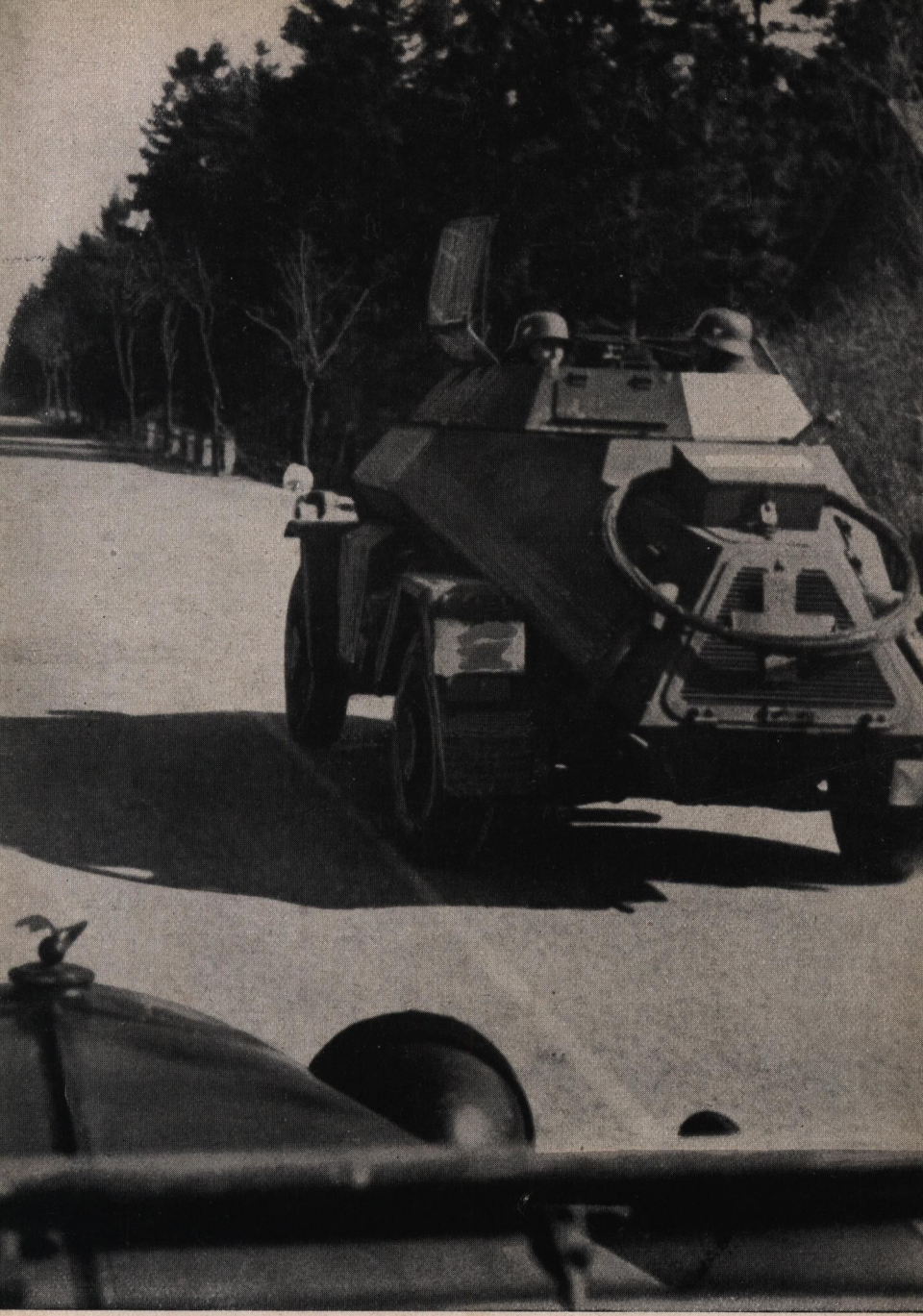
Die ersten von ihnen haben schon die deutsche Zwischenstellung erreicht. Sie werden von rasendem Abwehrfeuer empfangen und nun setzt auch endlich die deutsche Artillerie ein und jagt in direktem Beschuß ihre Granaten in die stählernen Leiber der britischen Tanks. Die ersten Erfolge sind zu sehen. Hier brennt eines der Ungetüme, dort bäumt sich ein anderes empor.

Doch das alles sind nur einzelne Ausfälle, die sich der Feind bei diesem Massenangriff von Tanks wohl leisten kann. Die anderen umfahren einfach die deutschen Batterien, kreisen sie ein. Bleiben einige zerfetzt vom Abwehrfeuer liegen, gelingt es bestimmt den nächsten, die deutsche Batterie niederzuwalzen. Unbarmherzig, gnadenlos, wie ein ehernes Schicksal zermalmen sie Infanterie und Artillerie der 54. deutschen Division.

Auch das Sperrfeuer, das die deutschen Batterien jetzt schießen, ist nun sinnlos geworden. Es liegt längst zu weit, viel zu weit.

Erst zwanzig Minuten dauert die Schlacht, diese fürchterliche Tankschlacht bei Cambrai, und schon haben die ersten deutschen Stellungen, die zu den stärksten gehörten, einfach aufgehört zu sein. Sie sind überrannt.

Die Schlacht geht weiter. Noch stehen die letzten Bollwerke der hinteren Linien. Gewaltig tobt der Kampf. Unaufhörlich zuckt es aus den Feuerschlünden der angreifenden Tanks. Die Luft zittert vom Dröhnen der Abschüsse, vom Krachen der Handgranaten, vom Stampfen der Motoren und vom entsetzlichen



Eine Vorausabteilung auf Fahrt gegen Feindesland

Die ersten deutschen Kampfwagen überschreiten die französische Grenze

Rasseln der Ketten. Die höllische Musik zerreißt die Trommelfelle.

Und wieder verdichtet sich der Nebel. Längst weiß weder die deutsche noch die britische Führung, was eigentlich in diesem Abschnitt hier geschieht. Es ist, als rängen unsichtbare Giganten im Qualm der Hölle miteinander. Alle Verbindungen untereinander haben aufgehört. Die überrannten deutschen Grabenbesatzungen, die noch am Leben sind, fluten mit den vorgehenden Tanks zurück. Jeder kämpft jetzt auf eigene Faust. Keiner hat eine Ahnung, ob er nach rechts oder links, nach Norden oder Süden noch Anschluß hat.

Unter den zurückflutenden Deutschen befindet sich auch der Hauptmann aus dem ersten Graben. Die Hälfte der Männer, die er bei sich hatte, ist schon wieder verloren, verwundet, tot, von der Feuerwalze erdrückt.

Blut klebt dem Hauptmann an der Stirn, sein Rock ist zerfetzt. Die Knarre hat er noch in der Hand, aber keine Munition mehr. Er stolpert inmitten der feindlichen Tanks über das Feld.

Da ... plötzlich sieht er vor sich eine Gruppe von deutschen Schützen. Auch sie sind überrannt. Aber sie haben noch ein Maschinengewehr, das sie soeben in Stellung bringen.

„Komm her!" schreit ihn ein Landser an. Blutig, verdreckt, aber mit blitzenden Augen reckt sich der Mann wie ein leibhaftiger Teufel aus der Sappe. Was schert es ihn, ob der Ankommende ein Hauptmann ist oder ein einfacher Soldat. „Komm her, wir wollen sie zur Hölle schicken!"

Der Hauptmann schlägt sich zu ihnen. Die Knarre wirft er weg. Sie kann jetzt nichts mehr nützen. Handgranaten braucht er. Er steckt sich das Koppel voll, bindet geballte Ladungen zusammen.

Drüben haben ein paar Tanks das Maschinengewehrnest entdeckt. Ihre grauen Leiber schieben sich heran, schon bricht aus ihren Kanonen der Feuerstrahl.

Das deutsche Maschinengewehr verstummt. Noch ehe es richtig zum Einsatz gekommen ist, haben die stählernen Ungeheuer es vernichtet und seine Mannschaft zerrissen. Nur drei Mann

unter der Führung des Hauptmannes ſind noch übriggeblieben. Aber der Kampf geht weiter. Und wenn es auch Wahnſinn ſcheint, ſie wollen das Schickſal abermals zwingen.

Handgranaten her! Der Hauptmann reißt ſeine wenigen Getreuen mit. Vor ihnen tauchen neue Tanks auf. Ein beſonders großer, mit zwei Kanonen beſtückter rollt vorn.

Noch iſt er nicht zum Schuß gekommen, da ſpringt ihn der Hauptmann an, in der Fauſt die geballte Ladung. Jetzt ſtolpert er, reißt ſich wieder hoch und ſchon iſt er neben dem Koloß, reißt die Zündung ab ..... dann läßt ſich der Hauptmann fallen, liegt lang und wartet. Eine Sekunde ſpäter ertönt eine ungeheure Detonation, die den Tank völlig zerreißt. Eine gewaltige Stichflamme ſchießt aus ihm, und mit ohrenbetäubendem Krachen bricht er auseinander, wird ein Trümmerhaufen, der Beſatzung ein glühender Sarg.

Schon haben ſie drei erledigt, einem anderen das Laufwerk zerriſſen, die letzte Handgranate iſt geworfen.

Es hilft nichts, nun müſſen auch ſie zurück, und ihr Stolz und ihre Freude über den Erfolg ſinken wieder zuſammen, denn neben und hinter den erledigten Tanks tauchen noch immer und immer neue Kampfmaſchinen auf.

Alſo zurück! Vielleicht gibt es doch noch einen Weg durch das feindliche Feuer. Man muß verſuchen, nach Flesquieres durchzukommen. Erſt jetzt im Laufen merken ſie, wie weit ſie zurückgeblieben ſind. Nichts iſt mehr von der deutſchen Infanterie zu ſehen. Nur Tanks um ſie herum, nur Tanks!

Dort hinter der Nebelwand muß das Dorf ſein. Schon ſehen ſie es, da ſteht dicht vor ihnen ein Tank, er hat gewendet, ein Hindernis zu umgehen. Und gerade jetzt fängt das eingebaute ſchwere MG an zu feuern. Waffenlos ſtehen ihm die Deutſchen gegenüber und werden in Sekundenſchnelle niedergemäht, hinweggefegt. Nun iſt kaum noch ein einziger Mann aus den vorderſten deutſchen Gräben am Leben.

Aber immer noch iſt die Schlacht von Cambrai nicht zu Ende, haben die Engländer die letzte Entſcheidung nicht erzwungen, die deutſche Reſerve ſteht ja noch.

Um 9 Uhr 40 Minuten ergeht auch an sie, an die 107. Division in Cambrai, der Einsatzbefehl. Ein Regiment soll gegen den Südflügel der 54. Division marschieren, ein zweites soll bei Fontaine in Stellung gehen und das dritte bei Cambrai als Armeereserve stehen bleiben.

Das ist der letzte verzweifelte, deutsche Gegenstoß. „Lieb Vaterland magst ruhig sein . . ." klingt es in den Herzen der deutschen Infanteristen, die jetzt in die Tankschlacht eingreifen. Von neuem beginnt ein heldenhaftes Ringen. Es ist, als wehe ein Hauch der Antike über das blutige Feld. Reihenweise brechen die deutschen Soldaten im Feuer der Tanks zusammen, aber immer wieder schließen sich ihre Lücken. Es ist übermenschlich, was die deutsche Infanterie leistet, und dennoch nutzt auch dieser letzte Gegenstoß nichts. Machtlos steht der Fußsoldat den gepanzerten Kampfwagen gegenüber.

Cambrai! Die blutige Schlacht ist zu Ende. Die Schlacht, in der die britische Heeresleitung zum erstenmal gepanzerte Kampfwagen gegen deutsche Infanterie in den Angriff schickte. Kein Mensch wird den Erfolg dieser neuartigen Waffe ableugnen können, unsterblich aber wird für immer der Ruhm der deutschen Infanterie bleiben, die mit beispiellosem Heldenmut den ungleichen Kampf aufnahm.

So wurde die Schlacht von Cambrai zur Geburtsstunde der deutschen Panzerwaffe. Deutsche Ingenieure entwarfen die ersten deutschen Kampfwagen, deutsche Rüstungswerke bauten sie. Es waren großartige Tanks, den britischen durchaus gleichzusetzen. Aber sie kamen zu spät. Jahrzehnte mußten ins Land gehen, bis die Saat von Cambrai aufging, bis aus den ersten deutschen Tanks das blitzende Schwert der jungen deutschen Panzerwaffe geschmiedet wurde.

Wie dieses Schwert zuschlagen konnte, hat sich zum ersten Male im Polenfeldzug des Jahres 1939 gezeigt. Jetzt sind es deutsche Panzer, die in die feindlichen Fronten wie Stahlgewitter hineinbrechen. Unwiderstehlich bahnen sie dem deutschen Sieg den Weg.

Über dem kleinen deutschen Dorf an der Westgrenze geht allmählich die Nacht vom 8. zum 9. Mai ihrem Ende zu, ein junger Morgen steigt herauf.

Was wird der neue Tag bringen?

Leutnant Steinbrecher läßt antreten. Die jungen, straffen Körper stehen in Sportkleidung in vorbildlicher Haltung vor ihm. Ein kurzer Lauf durch das Gelände folgt, der Leutnant immer vorweg.

Trapp . . . trapp . . . trapp . . . trapp . . . klappt es auf dem harten Boden, dann verschlingt die weiche Wiesenerde jeden Laut. Die Körper dehnen und strecken sich, und die Lungen atmen tief.

Auch dieser Tag scheint zu vergehen wie alle, der Vormittag ist vorüber. Sie haben wie alle Tage das kräftige Essen aus der Feldküche gefaßt, dann ist wieder Dienst.

Die Sonne steht bereits im Westen, da kommt ein Kradfahrer in ungeheurem Tempo über das breite Band der Straße dahergebraust. Schon aus der Ferne hört man seinen Motor donnern.

Mit einem Satz hat er die Maschine verlassen, ist im Geschäftszimmer verschwunden. Schon eilt der Adjutant mit ihm zum Kommandeur.

Befehl der Division! Aufbruch!

Es geht los. Der Kampf im Westen beginnt!

Als die Panzermänner erfahren, daß es soweit ist, endlich soweit ist, sieht man ihnen die Freude an den braungebrannten Gesichtern an. Sie laufen zu den Fahrzeugen, ein Gewimmel wie in einem Bienenschwarm entsteht, aber jeder kennt ja seinen Auftrag, weiß seinen Platz. Nach wenigen Minuten ist aus dem Wirrwarr klare, straffe Ordnung geworden.

Das Regiment steht!

Der Kommandeur versammelt seine Offiziere.

„Meine Herren", sagt er und seine sonst so ernsten Augen strahlen, „wir marschieren". Dann folgen noch ein paar rauhe,

soldatische Worte. Wie ein Schwur hallt das Hurra auf Führer und Vaterland über das freie Feld.

Mit donnernden Motoren setzen sich wenig später die eisernen Kolosse in Bewegung. Richtung Grenze . . .

Am nächsten Morgen bringen in ganz Deutschland die Zeitungen und der Rundfunk den Aufruf des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht:

Berlin, 10. Mai 1940.

Soldaten der Westfront!

Die Stunde des entscheidenden Kampfes für die Zukunft der deutschen Nation ist gekommen.

Seit 300 Jahren war es das Ziel der englischen und französischen Machthaber, jede wirkliche Konsolidierung Europas zu verhindern, vor allem aber Deutschland in Schwäche und Ohnmacht zu halten.

Das deutsche Volk hat keinen Haß und keine Feindschaft zum englischen oder französischen Volke. Es steht heute vor der Frage, ob es leben oder ob es untergehen will. In wenigen Wochen hatten die tapferen Truppen unserer Armee den von Frankreich und England vorgeschickten Gegner Polen niedergeworfen und damit die Gefahr aus dem Osten beseitigt. Daraufhin haben England und Frankreich beschlossen, Deutschland vom Norden her anzugreifen.

Seit dem 9. April hat die deutsche Wehrmacht auch diesen Versuch im Keim erstickt. Nun ist das eingetroffen, was wir schon seit vielen Monaten immer als eine drohende Gefahr vor uns sahen:

England und Frankreich versuchen unter Anwendung eines gigantischen Ablenkungsmanövers im Südosten Europas über Holland und Belgien zum Ruhrgebiet vorzustoßen.

Soldaten der Westfront!

Damit ist nun die Stunde für euch gekommen. Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre.

Tut jetzt Eure Pflicht!

Das deutsche Volk ist mit seinen Segenswünschen bei euch.

Adolf Hitler

Gleichzeitig mit den Soldaten im Westen liest und hört es das ganze deutsche Volk. Überall in den Städten und Dörfern, in den Tälern und auf den Bergen, in den Kasernen und Stuben, an den Grenzen, in den Bunkern, in den Gräben und in den Lüften beginnt es zu raunen, zu rauschen und zu brausen. Ganz Deutschland ist erfaßt vom dröhnenden Marschtritt der Kolonnen. Der Westen wird lebendig. Ein bewaffnetes Volk bricht auf. Wie die zurückgehaltene Glut eines unterirdischen Feuers plötzlich emporflammt, so marschiert das deutsche Heer in die größte Schlacht aller Zeiten.

Schon am Nachmittag kann das Oberkommando der Wehrmacht bekanntgeben:

Führerhauptquartier, 10. Mai.

Angesichts der unmittelbar bevorstehenden feindlichen Kriegsausweitung auf belgisches und holländisches Gebiet und der damit verbundenen Bedrohung des Ruhrgebietes ist das deutsche Westheer am 10. Mai bei Morgengrauen zum Angriff über die deutsche Westgrenze auf breitester Front angetreten.

Gleichzeitig hat die deutsche Luftwaffe mit großem Erfolg die feindlichen Flugplätze angegriffen und mit starken Verbänden zur Unterstützung des Heeres in den Erdkampf eingegriffen.

Um die Gesamtoperationen der Wehrmacht zu leiten, hat sich der Führer und Oberste Befehlshaber an die Front begeben.

Es ist ein herrlicher Tag, dieser 10. Mai des Jahres 1940. Blauseiden und wolkenlos ist der Himmel Belgiens, heiß brennt die Sonne auf die Straßen, auf denen sich das Wunder des deutschen Einmarsches vollzieht.

Auch die deutschen Panzerdivisionen marschieren! In unabsehbarer Reihe schieben sich die grauen Kampfwagen in schneller Fahrt nach Nordwesten. Es sieht aus, als sei die ganze Straße lebendig geworden und wälze sich unter einer ungeheuren Staubwolke davon.

Immer neue Panzer kommen rasselnd heran. Wieder schwenkt ein neuer Zug ein. Die Luken der Türme sind geöffnet, in einem der ersten Panzer steht der Leutnant Hans Steinbrecher. Auch sein Regiment ist unterwegs nach Belgien.

Jetzt überholen die Panzer die Infanterie, die scharf rechts ran marschiert.

Die Infanterie singt. Trotz Staub und trotz brennender Sonne. Hell klingt das Lied empor. Sie grüßen mit lachenden Gesichtern die vorüberfahrenden Panzermänner. Stolz heben die Männer aus der Steiermark und aus Schlesien, aus Bayern, aus Württemberg, aus dem Rheinland, aus Berlin und Ostpreußen die Arme zum Gruß. Sie spüren weder Müdigkeit noch Staub, noch die heißer werdende Sonne. Es geht ja vorwärts, endlich geht es vorwärts gegen den Feind.

Längst haben die Panzer die Infanterie überholt. Leutnant Steinbrecher dreht sich noch einmal um.

Da hinten, das ist sie! Eingehüllt in eine graue Wolke von Staub. Das ist die deutsche Infanterie, zu allen Zeiten Deutschlands Stolz.

Er aber und seine Leute gehören der neuen Waffe, den Panzern. Grau sind die Leiber der Kampfwagen, schwarz die Uniformen der Männer. Ihre Aufgabe wird es sein, den Stürmern der Infanterie den Weg aufzureißen und den Widerstand zu zerschmettern, wo immer er sich zeigt. —

Sehr bald schon wird dem Panzerregiment eine solche Aufgabe gestellt.

Ein neues Dorf kommt in Sicht. Hier empfängt sie starkes Abwehrfeuer.

Leutnant Steinbrecher spürt deutlich, wie sein Herz heftiger schlägt. Auch seine Männer in den schwarzen Uniformen verspüren das seltsame Gefühl, das jeden echten Soldaten bei den Worten packt: Es geht los!

Denn nun geht es wirklich los!

Im Norden und Süden hat sich der Feind in geschwungener Linie festgesetzt. Ein ganzes Grabensystem ist ausgehoben. Über Nacht muß das geschehen sein, denn der Aufklärer der Luftwaffe hat nichts davon berichtet.

Die Kampfwagen sind auf schweren Widerstand gestoßen, Maschinengewehrfeuer ... Infanterieschüsse ...

Das Panzerregiment entwickelt sich gegen die Linie im Breitkeil. Wie im Manöver geschieht das. Jeder rasselt auf seinen vorgeschriebenen Platz.

Funkbefehl an Zug Steinbrecher: „Widerstandsnester am Dorfrand — Feuer frei!"

Das Regiment greift mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern an. Ein phantastischer Anblick. Die grauen Ungetüme jagen gegen die kleine Höhe und gegen die Gräben. Hier und da springt schon einer der feindlichen Schützen aus seinem Loch. Doch das hilft nicht viel. Die Maschinengewehre tun ganze Arbeit.

Das Gefecht ist entbrannt. Die ersten Abschüsse der Kwks dröhnen dazwischen, überall tönt das Rattern der MGs.

Zug Steinbrecher hält. Jeder Wagen feuert auf den Dorfrand. Teufel, das Dorf ist schwer befestigt. Es kracht geradezu gegen die Stahlwände. Die Luken sind längst dicht und die Fahrer haben die Augen zusammengepreßt. Sie starren durch die Kinonblöcke. Die Schützen haben die Augen an der Optik. Das weiche Leder drückt sich in ihre Stirnen. Die Wagen machen tolle Sprünge, aber sie lassen ihr Ziel nicht los, weder mit den Augen noch mit den Kanonen.

Da .... linksseitig des Dorfes blitzt es heftig auf. Mündungsfeuer!

Paks, denkt Leutnant Steinbrecher blitzschnell, und für den Augenblick sieht es aus, als wolle er lächeln, es ist beinahe so wie damals bei der Übung. Die Paks standen genau so, und die Panzer griffen an.

Schon gibt er seine Befehle: „Berta gibt Feuerschutz."

Es ist wie bei der Infanterie. Einige gehen vor und andere decken die Stürmenden, geben ihnen Feuerschutz. So ziehen sie sich an den Feind. Das Grundprinzip: Feuerschutz — Bewegung. Hier wie dort.

„Berta" feuert aus allen Rohren. Die anderen gehen im Zickzackkurs vor. Doch was ist mit „Max"?

Panzer „Max" meldet: „Turm festgeschossen". Verflucht! aber das ist ganz gleich. Dann muß „Franz" an seine Stelle, der Angriff darf nicht stocken, denn das Element der Panzer ist die Bewegung.

Sie schaukeln auf den Rinnen eines Kartoffelfeldes wie Fregatten im Sturm. Die Paks sind ungemütlich. Alle drehen dem gefährlichen Gebüsch die dicke Vorderseite zu. Da kracht es drüben bei „Alfred". Eine gewaltige Staub- und Dreckfäule schießt auf! Volltreffer, denkt Steinbrecher und dreht den Turm auf 6 Uhr, um „Alfred" Feuerschutz zu geben.

Drüben springt die Besatzung heraus. Gottlob, keine Verluste, nur die linke Kette ist auf eine Mine gelaufen und gerissen.

Aber dann sind die ersten am Feind. „Hans" faßt die Pak in der Flanke. Überrennt sie, tritt sie zusammen. Das Geschütz verschwindet unter den Raupenketten, die Besatzung flieht mit emporgerissenen Armen davon. Unter „Hans" gibt es eine gewaltige Detonation, aber dem Panzer macht das nichts aus. Das Geschütz ist unter seinem dicken Leib noch losgegangen.

Da schweigt nun endlich das Feuer im Dorfe. Hier von der Höhe kann man das Gelände gut überblicken. Überall nach rechts und links bedecken Panzer das Feld. Hinten in der staubigen Ferne kommen noch mehr, immer noch mehr. Die ganze Landschaft ist mit Panzern ausgefüllt. Bis an den Horizont stehen sie, bis dorthin, wo ein gewaltiges Artilleriekonzert herüberschallt und

auch bis nach Süden, wo mächtige Rauchwolken gegen den hellen Himmel steigen.

Die Luken sind wieder geöffnet. Das Gefecht ist beendet.

Wieder setzt sich die Kompanie in Bewegung.

Vorn die gestaffelte Spitzengruppe — es sind mehrere Panzer — dann folgt Leutnant Steinbrecher als Zugführer des Spitzenzuges, hinter ihm der Kompanieführer, hinter dem die zweite Gruppe des Spitzenzuges und dann endlich der zweite, dritte und vierte Zug.

Schon geht es wieder weiter, so, als wenn nichts gewesen wäre. Das rauchende Dorf bleibt hinter ihnen, die zerschmetterten Geschütze und die, die es wagten, Widerstand zu leisten.

Nach zehn Kilometern kommt ein Beobachtungshalt. Die Aufklärung scheint wieder auf Widerstand gestoßen zu sein. Angestrengt schaut alles aus den Turmluken in die Richtung, aus der heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ertönt. Jetzt mischen sich auch die Abschüsse mittlerer Artillerie darunter, aber noch immer kommt kein Befehl.

Ein Bahndamm liegt vor ihnen. Schon haben ihn die Bomben der deutschen Stukas zerrissen. Links ragt das Gerippe eines Eisenbahnwagens empor, der ausgebrannt fast einem Vogelbauer gleicht.

Noch immer kein Befehl? Doch, da erfolgt er schon!

Und nun gehen die Panzer in sehr flachem Kompaniekeil vor. Drei Züge sind vorn. Der Bahndamm, der verhältnismäßig niedrig ist, bietet gute Deckung. Die Panzer können mit Kwks darüber hinwegschießen.

Drüben wird der Feind weich, sein Feuer wird planlos und bald schweigt seine Artillerie ganz.

Angriff!

Einige Züge als vordere Welle, andere Züge dahinter, so schieben sie ihre stählernen Leiber den Damm hinauf, rutschen auf der anderen Seite wieder herunter. Preschen hierhin und dorthin. Doch der Feind ist schon überall im Zurückweichen, und für die Panzer gibt es nicht mehr viel zu tun.

Wieder iſt ein Erfolg erreicht. Das Oberkommando der Wehrmacht teilt mit:

Führerhauptquartier, 11. Mai.

Das deutſche Weſtheer hat nach Überſchreiten der holländiſchen, belgiſchen und luxemburgiſchen Grenze die feindlichen Grenztruppen in Holland und Belgien überall geworfen und iſt trotz Zerſtörung von zahlreichen Brücken und Sperren aller Art in raſch fortſchreitendem Angriff.

Wieder ſitzen ſie an den Lenkknüppeln und fahren Tag und Nacht ungeachtet der Hinderniſſe über kurvenreiche Straßen bis in die Ardennen.

Schon liegen die Stellungen um Libramont hinter ihnen. Jetzt warten ſie an der Semois, um auch über die Behelfsbrücke hinübergelaſſen zu werden.

Die heiße Pfingſtſonne ſtrahlt hernieder. Die meiſten träumen vor ſich hin, um den wenigen Schlaf der vorangegangenen Nächte nachzuholen.

Plötzlich kommt ein verſtaubter Kradmelder von vorne angebrauſt. Den Meldezettel nimmt er aus ſeinem Mund und übergibt folgenden Befehl:

„Beſchleunigter Vormarſch des Regiments in die Aufmarſchräume nördlich Donchery. Von dort Angriff der Panzer mit Schützen und Kradſchützen beiderſeits des Dorfes und Erzwingung eines Brückenkopfes. Vordringlich halten die Panzer das Feuer der Bunker nieder."

Die Kommandeure und Kompaniechefs liegen zur Befehlsausgabe im Straßengraben. Jeder hat ſeine Karte vor ſich ausgebreitet.

Zum großen Teil ſind es alte Soldaten, die ſchon im großen Krieg hier im Weſten ſtanden. Die Alten und die Jungen haben in Polen den Feind geſchlagen, nun ſehen alle geſpannt über die weiten Wälder in das Land, das ſie ſchon als vierte deutſche Soldatengeneration kämpfend betreten. Von weitem

hören sie den ersten Gefechtslärm. Klar und sachlich klingen die Worte des Kommandeurs, der an Hand des Divisionsbefehls die letzten Weisungen für den neuen Waffentag in Frankreich gibt.

Nachdem die letzten Kettenbolzen und Splinte nachgesehen sind, die Waffen gut geölt und die Munition griffbereit gelagert ist, wird die Spannung durch das Aufbrausen der Motoren gelöst.

Staub liegt auf den Straßen, die Panzer rattern nach Frankreich hinein.

Die Vorposten des Feindes sind schon durch die Voraustruppen zurückgedrängt. Allen ist klar, daß jenseits der Maas durch die Maginotlinie harter Widerstand geleistet werden wird, trotzdem müssen sie heute noch hinüber.

Über ihnen braust eine Staffel Bomber nach der anderen nach Süden. Von ferne hören sie das Aufheulen der Stukas und das nervenzerreißende Bersten ihrer Bomben, die den Bunkern und Panzerwerken gelten, um ihnen einen Teil des Weges zu bahnen.

Jetzt haben die Panzer den letzten großen Wald durchfahren und sehen vor sich das breite silberne Band der Maas, das sich im großen Bogen von Sedan, entlang den steilen Höhen, windet.

Gespannt suchen die Augen die Höhen ab, aber es ist noch zu weit, und die Sonne blendet zu sehr, um irgendeinen Bunker zu erkennen.

Eine Straßenkreuzung muß mühsam umfahren werden, da drei große Sprengtrichter von Stuka-Bomben die Erde im Umkreis von 100 Metern umgepflügt haben.

Nun tauchen auch die ersten Drahthindernisse und Bunker, als Häuser getarnt, auf. Aber alles ist verlassen, und nichts rührt sich.

Aus der Stadt steigen schon Feuersäulen auf, und von weitem hört man den Gefechtslärm. Dieser Abschnitt ist unheimlich ruhig.

Die Straße zwängt sich zwischen Maas und steiler Waldhöhe entlang, um wie in einem Engpaß fünfhundert Meter vor Donchery in die Ebene zu treten.

Kaum haben die ersten Wagen des Regiments die Kurve erreicht, wo es hinausgeht aus der Enge, da setzt ein Feuerüberfall von Artillerie, MG und Pakfeuer ein. Und dann ist die Hölle los.

Die Panzermänner kennen nur einen Befehl: Ran an die Maas. So kommen auch sämtliche Wagen der II. Abteilung, denn inzwischen wird die I. Abteilung um die Höhe rechts herumgeführt, gut hindurch und haben auch noch die Schützen durchgeschleust.

Dann entwickeln sich die Panzer in breiter Front und stürmen auf der Ebene vorwärts.

Die französische Artillerie schießt aus sämtlichen Rohren. Es darf kein Wagen ohne Deckung stehenbleiben, sonst hat der feindliche Beobachter ihn erkannt, und gleich liegt ein mörderisches Feuer um den Panzer.

Erst jetzt wird es klar, warum es vorher so ruhig war. Man hat auf sie gewartet, denn jenseits der Maas steigen die Höhen von hundertundfünfzig Meter auf zweihundertundvierzig Meter an, und an den Hängen liegen zahllose Bunker und Sperren. Schützengräben und Drahthindernisse klettern wirr empor.

Die Beobachtung von den Höhen muß vorzüglich sein, denn jedes Stehenbleiben wird mit gutgezieltem Feuer beantwortet. Trotzdem gelingt es den vorderen leichten Kompanien, über den Bahndamm an den Rand des Dorfes zu gelangen und in den Wiesengebüschen hart am Fluß in Stellung zu gehen, während die mittlere Kompanie hinter dem Bahndamm den Feuerschutz übernimmt.

Mörderisch beginnt über die Maas ein Duell zwischen Panzerwagen und Bunker. Es ist außerordentlich schwer für die Panzer, die Bunker auszumachen, da sie sehr geschickt getarnt sind und nach bestimmtem Feuerplan schießen. In der einbrechenden Dämmerung sausen die Granaten mit Leuchtspur, hellem Feuerwerk gleich, hinüber. Eine Granate durchschlägt die MG-Scharte eines Bunkers, und dann sieht man sie wieder hinten hinaussausen.

Jetzt wird auf einigen Panzern das nötige Übersetzgerät an das Ufer herangeschafft. Mit drei Schlauchbooten wird der Übergang versucht, aber unter heftigstem MG.-Feuer aus den Bunkern, so daß das Wasser der Maas fontänenartig hochspritzt, scheitert der erste Versuch. Der Pionier-Oberleutnant Zimmermann wird schwer verwundet und kann sich nur schwimmend retten. Die Verwundeten werden durch die Panzer bis hinter den schützenden Bahndamm zurückgebracht.

Inzwischen hat Oberleutnant Kübler, der alte Spanienkämpfer, der schon im feindlichen Feuer die Meerenge von Gibraltar durchschwommen hat, erneut ein Schlauchboot zu Wasser gelassen. In das Boot springen noch Oberleutnant v. Jaworski und vier Schützen, und hinein geht es in den Fluß.

Abermals wühlen die MG.-Kugeln die Fluten auf, aber Kübler kommandiert die Schützen mit lauter Stimme, als gelte es, Regatta zu fahren: „Hau-ruck, zwei, drei...", und schnell treibt das Boot dem anderen Ufer zu. Sie haben es geschafft! Nun wird auch eine Lücke im Drahthindernis gefunden. In kurzen Sprüngen erreichen sie einen Bunker, eine Handgranate fliegt dumpf durch die offene Scharte und detoniert mit scharfem Knall. Wenige Sekunden später weht auf dem Bunker die Hakenkreuzflagge.

Nun folgen begeistert Boot um Boot der Pioniere un Schützen. Der Brückenkopf bei Donchery ist noch vor Einbruch der Dunkelheit gebildet.

Langsam lösen sich die Panzer vom Ufer, ihre Aufgabe ist erfüllt. Die II. Abteilung sammelt sich längs des Bahndammes und schon wieder geht ein Eisenhagel von Granaten über ihre Köpfe hinweg.

Die B-Stellen des Feindes nutzen noch ihre Stellung aus. Getroffen haben die von ihnen geleiteten Granaten nichts, bald werden ihre Waffen ganz schweigen.

Die Kompanien rollen abgeblendet auf der Straße gegen Norden vor. Ein Wagen fährt in den Straßengraben, dabei löst sich unabsichtlich eine Nebelkerze. Mit heller weißer Flamme brennt das Magnesiumpulver auf der Straße. Der

Kommandant des Wagens springt ins Feuer und versucht es auszutrampeln. Aber weithin sichtbar leuchtet der Schein. Alle überfällt ein gewisses Unbehagen, denn sie ahnen, daß dieser Feuerschein nichts Gutes bringen kann.

Da hören sie auch schon, wie es in der Luft orgelt und hinter ihnen die Granaten in den Acker fahren. Die Männer eilen, um in den Straßengraben zu kommen. Nach dem fünf Minuten langen Feuerüberfall finden sie sich alle an den Panzerwagen wohlbehalten zusammen.

Nach einigen Mühen wird der Wagen wieder flott. Bald können sie ihre müden Glieder ausstrecken.

Es war ein heißer Tag gewesen, denn sie hatten den Maasübergang von Donchery erzwungen und damit die erste Bresche in die Maginotlinie geschlagen.

Der nächtliche Himmel ist an verschiedenen Stellen blutigrot. Brennende Dörfer zeigen gleich Fackeln diesen Erfolg. Aber viele der Männer können noch nicht schlafen. Sie liegen nebeneinander und unterhalten sich über die Ereignisse des Tages. Kameraden, die während des Kampfes getrennt waren, tauschen ihre Erlebnisse aus. Einige schreiben. Stabsfeldwebel Keddig kritzelt beim Schein einer Taschenlampe diesen Bericht:

„Donchery — dieser Name wird stets im Gedächtnis derer bleiben, die dort gekämpft haben. Ein stolzer Tag für die Kompanie.

Der Kompaniechef gab kurz die Lage bekannt. Der Auftrag für die Kompanie lautete: „Donchery und der Maasübergang sind von der Kompanie zu nehmen und zu halten, den dann später übersetzenden Pionieren ist Feuerschutz zu geben."

Aufsitzen, anwerfen, marsch! Die Motoren donnerten, die Kompanie trat zum Angriff an. Noch schauen die Panzerführer zum Turm heraus. Die vorderste Linie der eingesetzten Schützen wurde überholt. Freudig wurden die Panzer von den Schützen begrüßt, die hier unter den schweren Waffen der Franzosen recht zu leiden hatten.

Da schlugen auch schon die ersten Infanteriegeschosse auf den Panzer und zwangen uns zum Schließen der Luken. Eine Eisen-

bahnbrücke schien unser Vorwärtsstürmen hemmen zu wollen. Noch war sie in Ordnung. Aber konnte sie der Gegner nicht jeden Augenblick in die Luft fliegen lassen? Wartete er nicht nur, bis ein Panzer auf der Brücke war? War die Brücke vermint?

Das waren so die Gedanken, die uns durch den Kopf gingen. Unsere Zweifel zerstreute Leutnant Stotten, der mit seinem Zuge Spitze fuhr, indem er kaltblütig mit erhöhtem Tempo einfach über die Brücke sauste.

Hurra, die Brücke hielt, und nun fuhr die gesamte Kompanie hinüber und hinein nach Donchery. Donchery war bereits vom Gegner geräumt und diente ihm als Zielscheibe für seine Artillerie.

Unaufhörlich schlugen Granaten aller Kaliber in den Ort, die Kompanie teilte sich. Zug Stotten erhielt den Auftrag, die Maasbrücke zu nehmen, die anderen Züge blieben beim Kompaniechef. Stotten fuhr nun mit dem 2. Zug an das Maasufer.

Das Ziel war erreicht, wir standen an der Maas. Frei, ungedeckt standen wir der französischen Bunkerlinie gegenüber.

Gut getarnt, dem ansteigenden Maasufer angepaßt, stand Bunker neben Bunker. Das war also ein Teil der Maginotlinie. Die Kampfwagenkanonen nahmen nun diese Bunker unter wirkungsvollen Beschuß. Unaufhörlich schlugen die feindlichen Granaten neben und hinter uns ein. Der Gegner wollte uns zwingen, das Ufer zu verlassen.

Besonders schwerer Beschuß lag auf den Panzern des Zuges Stotten, der an der gesprengten Maasbrücke in Stellung gegangen war.

Ein Stellungswechsel der Panzer war nicht möglich, da wir den nun nachgekommenen Pionieren Feuerschutz geben sollten. So jagten wir Granate auf Granate aus den Rohren, immer auf die erkannten Bunker, um sie zum Schweigen zu bringen. Unerträglich heiß wurde es in dem mit Pulverdampf erfüllten Kampfraum des Panzers.

Ein schöner Sommerabend lag über dem Land. Aber mit unverminderter Gewalt hielt das Feuer der französischen Artille-

Die Kampfwagenformationen sind aufmarschiert

Schwerer deutscher Panzer in Erwartung des Befehls

rie an. An ein Öffnen irgendeiner Kampfwagenluke war nicht zu denken. Fünf Stunden dauerte schon der mörderische Kampf. Da leuchteten plötzlich weiße Leuchtkugeln am jenseitigen Maasufer auf. Deutsche Pioniere und Infanteristen hatten die Maas überschritten.

Der Jubel bei uns war grenzenlos. Unser Ausharren im Artilleriefeuer hatte Erfolg gehabt. Unter unserem Feuerschutz war der Maasübergang erzwungen worden.

Aber noch trat bei uns keine Erleichterung ein. Sicherung an der Maas während der Nacht, war der neue Auftrag.

Das Artilleriefeuer hielt immer noch an. Im Schutze der einbrechenden Nacht verließ dann aus jedem Panzer ein Mann das Fahrzeug, um etwas Trinkbares aus dem Ort zu holen.

Unter eigener Lebensgefahr holten unsere tapferen Ostmärker aus dem unter Beschuß liegenden Donchery Selterwasser, Bier, Sekt und Konserven für die halbverdursteten Kameraden. Die Kampfwagenbesatzung wurde an diesem Tage eine im Feuer fest zusammengeschmiedete Kameradschaft.

Die Nacht sinkt über das von Granaten zerrissene Schlachtfeld. Im Norden nur kracht es noch wie von schweren Bombeneinschlägen. Um die Panzer ist es ruhiger geworden.

Aber bald schon steigt der neue Tag herauf, dann geht es wieder vorwärts und weiter in Feindesland hinein...

Die Maginotlinie ist bei Donchery also durchstoßen und sie haben die Höhen von Sedan bereits hinter sich. Es geht weiter, Richtung Signy le Petit.

Sie fahren schon seit dem Morgen und haben an diesem Tage vom Franzmann noch nichts gesehen.

Allenthalben stehen an der Straße zerstörte und zurückgelassene Fahrzeuge.

Am Spätnachmittag werden die Spuren des Kampfes immer deutlicher.

Das bedeutet für die Panzer, daß auch sie nicht mehr allzuweit vom Feinde weg sind. Die Hoffnung, den Franzmann weiter zu jagen, soll sich sehr bald erfüllen. Der Angriff der 1. Abteilung wird bis La Bacule weiter vorgetragen.

Plötzlich tritt ein Halt ein. Befehle kommen durch, Krad-melder schwirren umher. Ein Zeichen für die Panzermänner, es ist „dicke Luft", es gibt „Arbeit"!

Die Mienen der Besatzung werden, genau wie vor jedem Gefecht, mit einem Schlage heller. Gilt es doch für sie, dem Franzmann wieder aufs neue eins auszuwischen.

Ein kurzer Befehl:

„Zugführer nach vorn!"

Diese stürzen, mit Karten bewaffnet, zu Oberleutnant Kapferer. Dort erhalten sie den Angriffsbefehl.

In der Zwischenzeit bemühen sich die Besatzungen, Fahrzeuge und Waffen genauestens nachzuprüfen.

Die Zugführer kommen zurück, die Panzermänner erfahren den Kampfauftrag. Er lautet:

„Durchstoß!"

Leutnant Freiherr von Beschwitz schmunzelt, mit ihm seine Männer, denn alle wissen, der erste Zug ist bestimmt wieder vorn.

Die Motoren heulen auf. Der Kampf kann beginnen!

Mit der Höchstleistung der Panzer gewinnen sie sofort Raum. Die Kompanie fährt in Reihe auf der Straße. Sie verschärfen das Tempo zusehends. So geht es mit höchster Geschwindigkeit „ran an den Feind"!

Sie fahren in Niemandsland. Noch ist kein Franzose zu sehen.

In den Kopfhörern ertönt plötzlich ein Funkspruch:

„Neuvicy links liegen lassen, Spitze auf Faissault stoßen, scharf beobachten!"

Während die anderen Züge der Kompanie Neuvicy durchkämmen, stößt die Spitze in Richtung Faissault vor. In Neuvicy regt sich nichts, sie jagen hinter der Spitze her, die gerade im Begriff ist, in Faissault einzudringen.

Längst ist es Nacht. Ein Blick auf die Uhr zeigt 23.15.

Am Ortseingang von Faissault befindet sich eine Brücke, die die Franzosen mit einer Wagensperre verbarrikadiert haben.

Doch das ist für die schweren deutschen Panzer kein Hindernis, und so fährt die Spitze mit scharfem Tempo durch die Sperre.

Krachend schieben die Panzer das Wagengewirr auseinander, und schon gibt es Detonationen. In den Sperren befanden sich Schreckladungen.

Der nächste Wagen schließt dicht auf und erhält von rechts unheimliches Pakfeuer. Es hagelt von Geschossen um die Panzer herum, so daß die Besatzungen nicht wissen, wohin sie zuerst schießen sollen.

Plötzlich wieder ein Aufblitzen von Mündungsfeuer, ganz in der Nähe. Die feindliche Pakstellung wird dadurch erkannt.

Nun aber ran! Für diese Pak sollte es der letzte Schuß gewesen sein, mit einem Volltreffer wird ihr das Lebenslicht gelöscht.

Während sich dieser Wagen mit noch anderen Paks herumschießt, erhält auch der zweite Panzer Pakfeuer. Hier scheint die Hölle los zu sein. Ein Krachen, Bersten, Aufblitzen von Mündungsfeuer, ein hämmerndes Aufschlagen der Geschosse um den Panzer.

Mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit fahren die beiden Spitzenpanzer weiter vor, machen den Weg für die Kompanie über die Brücke frei.

Durch den Lichtschein der brennenden Häuser wird die zweite Sperre sichtbar. Sie besteht aus kleinen Kettenfahrzeugen (Munitionsschleppern). Sie werden sofort von der Spitze unter Feuer genommen, die noch darin befindliche Munition in Brand geschossen. Es gibt wieder ein erstklassiges Feuerwerk.

Da diese Sperre nicht zu umgehen ist, wird sie in schneidiger Fahrt, unter Krachen und Klirren von brechendem Stahl, ohne Zögern genommen. Die Franzmänner, die hinter der Sperre neue Pakstellungen hatten, mögen nicht schlecht gestaunt haben. Sie hatten sicher nicht geglaubt, daß die deutschen „Blechkisten" zu solcher Fahrt fähig sind.

Kaum ist die Sperre überwunden, geht der Zauber von vorne los. Faissault steht in Flammen, ein schauerlicher Anblick. Für die Panzermänner leider sehr ungünstig, da ihre Kampfwagen

hell erleuchtet auf der Straße stehen und somit für den Feind ein günstiges Ziel bieten.

Diese Gelegenheit nützt der Franzose auch aus. Ein Feuerhagel von unzähligen Paks bricht über sie herein. Zwei Züge der Kompanie werden sofort als Seitensicherung in die Gärten geschickt, um vor Überraschungen aus der Flanke gedeckt zu sein. Die Spitze und der Rest der Kompanie fahren unterdessen unbeirrt weiter, dem Ausgang von Faissault zu. Sie erledigen eine Pak nach der anderen.

Auf der Straßengabelung am Ausgang von Faissault treten der Spitze nochmals zwei Paks aus kaum zehn Meter Entfernung entgegen, denen unter den Raupen der beiden schweren Panzer der Garaus gemacht wird.

Der Auftrag der Kompanie ist erledigt. Das Dorf Faissault vom Feind gesäubert.

Trotz hartnäckigstem Widerstand der Franzosen gelang es ihnen nicht, auch nur einen der Panzer zum Stehen zu bringen, obwohl die Spuren der Paks bei Tageslicht an allen Wegen zu sehen sind. Fast alle Panzer hatten Treffer. Aber kein Mann ist verletzt. Und daß deutsche Panzer fast ohne Öl im Getriebe, fast ohne Wasser im Kühler und ohne Ventilatoren laufen, das haben sie in dieser Nacht festgestellt. Ein Zeichen für die Güte deutschen Materials. Der Erfolg ist erst bei Tageslicht festzustellen:

7 französische Pak, 3 Panzer und mehrere MG waren die Strecke.

Das Wetter bleibt nach wie vor gut. Aus Nordwesten wallen gewaltige Dämpfe gegen den Himmel, schwefelgelb und giftgrün; tiefes Schwarz ist dazwischen, und manchmal vermeint man sogar, dunkelroten Schein zu erblicken. Gebäudefressende Flammen, Tanklager, vielleicht von Stukas in Brand geworfen. Wer mag wissen, was da los ist!

Da kommt plötzlich eine Meldung von vorn:

„Kradschützen sind auf den Feind gestoßen. Mit schwachen Kräften versuchen Franzosen und Belgier, ihren Rückzug zu decken."

„Wir haben", berichtet der baumlange Kradschützenleutnant, der seine Beine sehr anziehen muß, um im Beiwagen Platz zu finden, „wir haben uns mit der Nachhut des Feindes angelegt. Wir sind kaum zum Kampf gekommen, weil die anderen in einem Tempo davonflitzten, daß selbst uns die Luft auszugehen drohte. Es war eine ausgesprochen überstürzte Flucht. In den Waldschneisen fanden wir zahlreiche französische Krads, deren Motoren noch liefen. Wir haben natürlich die feindlichen Krads gleich mitgenommen. Sah drollig aus", schließt der Leutnant und lacht vergnügt, „wie unsere Leute auf den hohen Beiwagenmaschinen der Franzosen saßen und unsere eigenen, bedeutend niedrigeren Fahrzeuge nebenherpreschten."

Der Offizier besteigt sein Fahrzeug und jagt davon. Nun ist es einmal wieder soweit. In höchster, allerhöchster Eile geht es weiter. Den Franzosen muß der Rückzug abgeschnitten werden.

Schon donnern sie wieder dahin, hinter, vor und über ihnen bläst der leise Wind die gewaltige Staubwolke davon.

An Gehöften vorbei jagen sie und durch Dörfer, überholen Flüchtlingszüge, die durch die Schnelligkeit des deutschen Vormarsches überrascht worden sind. Kilometerlang stehen die bepackten Wagen der Bewohner an den Straßenrändern. An den Wegekreuzungen ist Straße um Straße verstopft. Aber die Panzer finden überall ihren Weg.

Panzerspähwagen vor! Das Regiment hält zu kurzer Rast. Dicht daneben stehen geflüchtete Franzosen. Kinderwagen haben sie auf die Autos geschnallt, auch mit Handwagen stehen sie dort. Alles schaut mit ängstlichen Augen zu den deutschen Panzersoldaten herüber.

Da ... ein Schrei. An der Böschung des Kanals neben der Straße stehen ein halbes Dutzend Kinder. Das Kleinste hat das Gleichgewicht verloren, rutscht aus und stürzt ins Wasser.

Die Frauen schreien, die Kinder stieben auseinander, die Franzosen sammeln sich gestikulierend an der Unglücksstätte. Alle ringen die Hände und schnattern durcheinander. Das Kind kommt noch einmal nach oben, aber jetzt ... jeden Augenblick muß es zu spät sein. Ist denn niemand da zu helfen, zu retten?

Da springt eine schwarze Gestalt über die steile Böschung im Hechtsprung ins Wasser. Ein deutscher Panzersoldat.

In der gleichen Sekunde, als der Körper des Kindes versinken will, packt er das Kleidchen. Reißt es wieder hoch. Schwimmt mit wenigen Stößen ans rettende Ufer.

Viele französische Hände strecken sich ihm entgegen. Er reicht das Kind hoch. Klettert dann über den Schotter empor. Der Leutnant Steinbrecher, zu dessen Zug der Mann gehört, lächelt, als er triefend wieder ankommt.

Minuten später steht eine blasse verhärmte Frau vor ihm. Sie spricht nicht deutsch, aber sie hält etwas in der Hand:

„Souvenir", flüstert sie und hat Tränen in den Augen. Sie reicht ein kleines Päckchen nach oben. Aber der deutsche Panzerschütze winkt ab. Er ist fast verlegen. Die anderen Franzosen blicken staunend herüber. Dann tuscheln sie.

„Sind das die Barbaren?" fragt der eine, „die Hunnen?" der andere.

Als sich das Regiment wieder in Bewegung setzt, starren sie hinter ihnen her. Eine Hand winkt den deutschen Soldaten nach. Die blasse Hand einer französischen Mutter.

Das Regiment jagt weiter, den Panzerspähwagen nach. Die stehen bereits wieder im Kampf, denn der Feind hat sich abermals festgesetzt. Wieder ein Halt. Sie schießen, was aus den Rohren heraus will. Der Widerstand muß blitzschnell gebrochen werden.

Auch die vorgezogene Pak schießt, was sie kann. Ebenso die Maschinengewehre.

Nur wenige Minuten dauert der Kampf, dann lösen sich auch hier die Gruppen. Dort stürzt einer zurück, andere halten einen weißen Lappen als Zeichen der Übergabe hoch, auf der rechten Seite laufen sie in regelloser, wilder Flucht davon.

Ein Panzerspähwagen jagt ihnen nach. Über die Brücke. Ein schwerer Panzer folgt. Geht alles gut?

In der Mitte der Brücke ein ohrenbetäubender Knall. Wie Raketen zischen die schweren Stein- und Eisenbrocken umher. Eine riesige Stichflamme. Die Zündladungen der Brücke sind

in die Luft gegangen. Mit ihr der Panzerspähwagen und der Panzer. Um Bruchteile von Sekunden kamen sie zu spät. Die Männer starben den Soldatentod. Es ist Krieg. Man merkt es jetzt stärker und stärker. Das Artilleriefeuer wird heftiger.

Die da drüben haben sich wieder gesammelt. Haben bei der Brückensprengung neuen Mut bekommen. Aus festen Stellungen und getarnten Bunkern schlägt den Panzern ein unheimliches Feuer entgegen.

Da muß Artillerie heran, Artillerie so schwer wie möglich, denn die Panzer müssen ihre Munition für wichtigere Aufgaben sparen.

Nach kurzer Zeit rollen die schweren Geschütze auch schon heran. So planmäßig geht dieser Vormarsch vonstatten, daß kaum ein Zeitverlust eintritt.

Schnell gehen sie in Feuerstellung, und schon blitzt und kracht es aus den dicken Rohren. Die Geschützmannschaften schleppen keuchend die Granaten auf bloßen Armen heran. Schweiß rinnt ihnen in Strömen vom Körper.

Feuer und noch einmal Feuer! Da schweigt der gefährlichste Bunker. Drüben gibt es Luft, ... das spornt die Artillerie an.

Mit vor Anstrengung zitternden Knien rennen sie hin und her, holen Munition, laden, feuern. Die in Deckung stehenden Panzermänner schauen da nicht lange zu ... 'raus aus dem Fahrzeug! Angepackt ... zugleich ... Granaten her ... Munition ... laden, feuern, laden, feuern ... es blitzt, als sei man bei dem Teufel zu Gast. Die Kameraden von der Brücke sind gerächt.

Dennoch gibt es jetzt auch von drüben mehr Zunder. Die Franzosen, oder sind es Belgier, haben ihre Artillerie zusammengezogen. Regelrechtes Trommelfeuer liegt auf dem Ufer. Man sieht es an den Einschlägen, wie sie systematisch Abschnitt um Abschnitt durchkämmen, um den weiteren Vorstoß zu verhindern.

Aber es hilft ihnen alles nichts. Die Dunkelheit senkt sich schon herab. Die Panzer müssen noch warten.

Die Panzersoldaten stehen neben ihren Fahrzeugen.

„Diesmal wird es länger dauern", meint Leutnant Steinbrecher und blickt hinüber. In der Ferne hallt MG-Feuer.

„Sehen Sie mal nach", sagt der junge Offizier und deutet gegen ein zerschossenes Haus, das neben der Straße unmittelbar an ihrem Fahrzeug steht, „was da gackert. Ich höre deutlich Geschrei von Hühnern. Mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen."

Krischmann grinst, als er diesen Auftrag erhält. Er springt vom Wagen und saust zum Haus. Die Tür lehnt nur noch wenig in den Angeln. Das Hühnergegacker kommt aus dem kleinen Stall hinter dem Haus. Wahrscheinlich haben die geflüchteten Bewohner die Tiere vergessen, und die Hühner sind am Verhungern.

Schon hat Krischmann die Stalltür geöffnet, da fliegen ihm die beiden Hennen kreischend fast ins Gesicht. Er prallt zurück und will sie greifen, aber er faßt ins Leere, die Hühner sind zu geschwind.

„Kruzitürken", flucht Krischmann und läuft ihnen nach. Es ist noch hell genug, deshalb sieht ihm der ganze Zug zu. Er ist durchaus kein schlechter Läufer, der blonde Krischmann, aber die Hühner sind schneller. Sie fliegen über Stock und Stein. Immer, wenn er glaubt, er hat sie, sind sie wieder woanders.

Die Kameraden fangen an, ihn zu verulken. Das treibt ihn zu noch größerer Eile. Jetzt ... aber es ist wieder nichts. Mit Gekreisch läuft die Henne davon.

Von vorne Motorengedröhn. Die ersten Fahrzeuge setzen sich in Bewegung. Gehen in Deckung.

Auf einen Wink Steinbrechers bricht Krischmann die Jagd ab. Die Hühner verschwinden in der Ferne. Krischmann ballt hinter ihnen die Faust.

Auch weiter nördlich in Belgien stehen starke Abteilungen deutscher Panzer vor gesprengten Maasbrücken. Die Pioniere arbeiten wie rasend. Eine Stunde später ist es soweit. Die

Brücke ist fertig. Der Übergang über die Maas kann vollendet werden, und mit unbeirrbarer Sicherheit wird er durchgeführt.

Kann es etwas Überzeugenderes geben, als die Tatsache, daß sich die schweren Panzer am nächsten Morgen tatsächlich alle befehlsgemäß an ihren Stellungen befinden? Der deutsche Vormarsch ist ein Wunder an Organisation, an Schnelligkeit und Durchschlagskraft.

So beginnt der nächste Tag mit der Verfolgung des zurückweichenden Gegners.

Wieder nehmen Kradschützen die erste Fühlung mit dem Feind. Und schon greifen auch die Panzer ein, um die feindlichen Panzerjäger und die artilleristische Abwehr zu vernichten. Der Feind weicht zurück, wie stets, wenn deutsche Panzer auftauchen. Man sieht es deutlich: erscheinen die grauen deutschen Kolosse mit dem Kreuz, fährt den anderen ein panischer Panzerschreck ins Gebein. Sie rennen, und wie sie rennen!

Durch hinhaltenden Widerstand versuchen die vereinigten Franzosen und Belgier noch, eigene Verluste so gering wie möglich zu halten. Es ist alles vergebens. Die deutschen Panzer stoßen nach und durch. Wieder haben die Männer die Luken offen und blicken nach Westen.

Die Straßen, wenn diese zertrümmerten und zerschossenen Wege noch diesen Namen verdienen, sind besät mit zurückgelassenem Kriegsmaterial. Belgische und französische Gasmasken finden sich da vor zu Hunderten und Tausenden, französische Kradräder, Panzerabwehrkanonen, zurückgelassene Mäntel — es sieht aus, als hätten sich die Belgier die Sachen vom Leibe gerissen, um schneller laufen zu können. Decken, Zeltbahnen, ja selbst Unterwäsche und Stiefel liegen herum.

Ein merkwürdiger Krieg! Durch die Geschwindigkeit, mit der die deutschen Panzerdivisionen vorstoßen, sind ganze Landstriche vom Krieg verschont geblieben. Nur dort, wo der Feind Widerstand leistet, an den Straßenkreuzungen und in manchen Dörfern, steht kein Stein mehr auf dem anderen, dort ist der Gegner mit allen Mitteln niedergebrochen worden.

Aber auch die Dörfer, durch die die deutschen Panzer rasseln, die Häuser, die unversehrt sind, sehen gespenstisch aus.

Je weiter die Kampfwagen in belgisches Land hineinstoßen, desto größer wird die Überraschung des Feindes. Die meisten können es gar nicht begreifen, wie es möglich ist, daß die Deutschen diese weiten Entfernungen in derart unheimlich kurzer Zeit überbrückt haben. Es mutet geradezu komisch an, wenn die deutschen Panzer in ein noch völlig vom Kriege unberührtes Dorf einbiegen. Manchmal sind diese Dörfer voller Franzosen oder Belgier. Die einen reinigen ihre Gewehre, die anderen sind gerade angetreten, wiederum andere rasieren sich. Kaum sehen sie die Deutschen, recken sie auch alle schon die Arme hoch. Es fällt kein Schuß, und keiner denkt an Gegenwehr. Nach zehn Minuten höchstens marschieren sie alle ab, allerdings waffenlos und in Richtung der deutschen Linien als Gefangene.

Längst aber sind die Panzer weitermarschiert. Weiter nach vorn!

Fast nirgends zunächst wesentlicher Widerstand. Bei dem Kommandeur einer Panzereinheit läuft ein Funkspruch ein: „Einige feindliche Panzer mittlerer Bauart gesichtet!"

Es ist für den deutschen Offizier selbstverständlich, daß für ihn dieser Funkspruch Angriff bedeutet.

Da sind auch die grauen Kolosse schon, und rechts und links von ihnen taucht plötzlich feindliche Infanterie auf. Sie hat die eigenen Panzerwagen gesehen und daraufhin neuen Mut gefaßt. Sie glauben, diesmal das Übergewicht gegen die Deutschen zu erhalten. Irrtum!

Der zusammengeballte Angriff unserer Panzerwagen kracht wie ein Gewitter auf sie nieder. Feindliche Panzerwagen stehen in Flammen, einer explodiert. Aus drei Fahrzeugen springt die Besatzung und reckt die Hände. Was nicht die Hände hochhebt, läuft in wilder Flucht davon.

Den Gefangenen schlottern buchstäblich die Glieder. In ihren Gesichtern steht das Entsetzen über den Angriffsgeist der deutschen Panzerwagen.

Die Gefangenen werden auch hier nach hinten gebracht. Die Kampfwagen stehen bereits wieder abwehrbereit. Die Kanonen sind feindwärts gerichtet, um für jeden Gegenstoß bereit zu sein. Doch vorher gibt es noch für eine Nacht Rast.

Die ersten Kampfwagen stehen bereits scharf links an den zerschossenen Häuserwänden. Einen Igel zu bilden ist heute nicht nötig, rechts und links fluten bereits Regimenter um Regimenter vor, nach vorn, da dürfen auch die Panzer einmal ausruhen.

Die Männer dehnen die Glieder, als sie von dem Eisen herunterspringen. Ah, das tut gut, und nun noch einen Haufen Stroh für die Nacht. Gar nicht auszudenken, wie schön das wäre!

Drüben, an der anderen Mauerwand, sitzt ein Trupp Gefangener, Franzosen, die teils gleichmütig, teils neugierig herüberblicken. Mehrere Offiziere sind darunter.

Langsam geht Leutnant Wolters an ihnen vorbei, auf das Haus zu, dessen Vorderwand zu Schutt und Asche wurde. Hinter dem Haus findet sich vielleicht Stroh oder Heu oder sonst etwas, wo müde Panzermänner ihre Glieder für ein paar karge Stunden ausstrecken können.

„Mon camerade", redet ihn da die tiefe Stimme eines älteren französischen Offiziers an, „darf ich vielleicht um Feuer bitten?"

Leutnant Wolters verhält den Schritt. Der andere ist bedeutend älter als er, trägt auf der Brust eine ganze Reihe von Orden, die der Leutnant nicht kennt. Aber ein Blick in die Augen des Capitains besagt, daß die Orden ehrlich verdient sind, denn der Blick des Franzosen ist der eines Soldaten, trotz Gefangenschaft ehrlich und frei.

Der deutsche Panzeroffizier sucht in seinem Sprachschatz nach ein paar Worten, wie er antworten könne, doch ehe er noch den Mund aufmachen kann, lächelt der Franzose:

„Ich spreche deutsch", sagt er mit starkem Akzent, „wenn es Ihnen angenehm ist, sprechen Sie in Ihrer Sprache, ich habe in Deutschland lange gelebt."

„Oh", antwortet der Leutnant erstaunt, „hier, bitte, ist Feuer."

„Danke", erwidert der Franzoſe und lächelt traurig, „la guerre est finie", ſagt er, genau wie die anderen.

„Ja", gibt Leutnant Wolters ernſt zurück, „der Krieg iſt für Frankreich beendet."

„Pauvre France", ſagt der Capitain leiſe, aber dann zuckt er die Achſeln.

„Frankreichs eigene Schuld", meint der deutſche Offizier und will weitergehen, da hält ihn der andere am Rockärmel.

„Nicht Frankreichs Schuld", ſagt er, „wir Soldaten ſind Frankreich, nicht jene ..." und ſeine Fauſt deutet auf die Richtung, in der Paris liegen muß.

„Wir aber", fährt er nach einer kleinen Weile fort, „wir Soldaten haben auch nicht gewußt, was das Reich für gefährliche Waffen hat".

Er deutet auf die Panzer an der anderen Straßenſeite, an denen die Poſten auf und ab gehen.

„Sehen Sie", ſagt er, „damit machen Sie ganz Frankreich kurz und klein, damit und mit ihren Stukas und mit der Artillerie. Ich bin Artilleriſt", lächelt er müde, „aber nie habe ich geſehen, wie beſſer getroffen wurde. Ich habe auf vielen Kriegsſchauplätzen gekämpft, aber nie habe ich tapferere Soldaten geſehen. Als Ihre Panzer kamen, da war es aus mit uns. Was nützt unſer Herz gegen Ihr Eiſen!"

„Das Eiſen allein macht es nicht", ſagt Leutnant Wolters, ehe er weitergeht, „es kommt auf die an, die dieſes Eiſen lebendig zu machen verſtehen."

„Oui", nickt der Capitain, „lebendig, ſehr lebendig!" —

In franzöſiſchen Häuſern findet man meiſt das nicht, was man ſucht. Wenn einer von unſeren braven Soldaten Kohlen im Keller vermutet, um auf dem Herd Feuer zu machen, ſo findet er im Keller beſtimmt alles andere, nur keine Kohlen. Und wenn der Leutnant Wolters glaubt, in dieſer zerſchoſſenen Ruine etwas Stroh oder einen Haufen Heu zu finden, um ſich ein proviſoriſches Bett herzurichten, ſo hat er ſich ebenfalls gründlich geirrt. Er findet dafür etwas anderes, ganz etwas anderes, aber

immerhin doch etwas, was sich verwenden läßt, weil es noch völlig unbeschädigt ist, obwohl rechts und links das Mobiliar von Kugeln wie zerrissen ist.

Der Leutnant findet, halb in den Keller hängend, ein herrliches, breites, französisches Bett nebst Zubehör.

Es dauert genau fünfundzwanzig Minuten, dann hängt das Bett nicht mehr halb in den Keller, sondern es steht, aufgerichtet wie ein Grenadier, hinter dem Haus an einer Mauer, die noch halbwegs gegen kühle Winde Schutz zu bieten scheint.

In diesem Bett aber, gestiefelt und gespornt natürlich, wie es sich gehört, liegen links der Panzerleutnant Wolters und rechts der Unteroffizier Knarschke, der den Spitznamen „Schnarschke" trägt, weil er schon immer in der Kaserne so entsetzlich schnarchte.

Es sind drei kurze Stunden, die den tapferen Panzermännern vergönnt sind, dann geht es wieder los.

Sie fahren aus ihrem Bett, als habe sie eine Tarantel gestochen, schauen sich im ersten Augenblick leicht erstaunt an, aber dann ist nur noch Zeit zu grinsen und zu laufen, denn in den ersten Panzern brummen schon die Motoren.

Man kann wohl sagen, daß die Maaslinie an der belgisch-französischen Grenze so eine Art Verlängerung der Maginotlinie ist, oder besser, eine besondere Verstärkung der Maginotlinie. Frankreich hat ja bekanntlich in seinem merkwürdigen und seltsamen Gefühl der Unsicherheit, das aus einem schlechten Gewissen seit 1918 herrührte, die Maginotlinie bis an die Nordsee verlängert. Eine besondere Verstärkung der Verteidigungsanlagen bildet der Landstrich nach Belgien hinein bis Namur, der schon durch seine natürliche Beschaffenheit für Befestigungsanlagen wie bestimmt erscheint.

Von Namur an machen die Abwehranlagen einen Winkel nach Osten. Über Wavre und Löwen nach Antwerpen hinauf ist die sogenannte Dylestellung ein besonderes Bollwerk gegen Osten, also gegen Deutschland und fast so stark wie die eigentliche Maginotlinie ausgebaut.

Gegen diese Stellung werden bereits die ersten Voraustruppen angesetzt. Für die Panzer allerdings ergibt sich noch eine andere Aufgabe.

Aufklärer haben nämlich schon seit Tagen berichtet, daß sich an der feindlichen Front merkwürdiges Leben zeige. Und immer handle es sich um Panzer. Panzer marschierten hinter der feindlichen Front hin in der Nähe von Orp le Grand.

In der letzten Nacht habe man nichts mehr gemerkt, es sei ruhiger geworden. Aber massierte, feindliche Panzerverbände, vielleicht sogar mehrere Divisionen, seien an der Dylestellung zusammengezogen. Auch schwere Panzer wären darunter.

Die deutschen Panzermänner denken sich ihr Teil. Mehrere Panzerdivisionen des Feindes? Ausgezeichnet! Schwere darunter? Um so besser!

Es liegt etwas in der Luft!

Dann, am Tage vor der Entladung des eisernen Gewitters, werden von den Aufklärern wieder Staubwolken gemeldet. Mächtige Staubwolken, die weit durch die Gegend ziehen. Aus den Staubwolken aber schälen sich abermals Panzer und immer wieder Panzer.

Gedanken an Cambrai werden wach. Sollte der Gegner vielleicht? —

Viele Köpfe auf deutscher Seite überlegen diese Frage. Viele Augen aber spähen unausgesetzt nach jener Stelle, über der die Staubwolke lagert.

Aufklärer steigen auf und kreisen über der feindlichen Linie wie Raubvögel, Panzerspähwagen stoßen, soweit wie nur möglich, vor. Man weiß viel, aber man weiß noch nicht alles. Deshalb ist doppelte Vorsicht geboten.

Inzwischen rasseln die deutschen Panzer weiter, immer weiter vor. Ohne Rücksicht auf das, was sich drüben zusammenbraut. Es ist fast, als stoße ein eiserner Keil in weiches Holz, weiter, immer weiter, unaufhaltsam.

Ein paar Gefangene werden gemacht. Sie geben spärliche Auskunft. Ja, Panzerverbände seien dort zusammengezogen. Aber weshalb und wieso und wozu? Gott allein mochte es wissen.

Vielleicht auch die französische Heeresleitung. Weiter stoßen die Panzer, immer tiefer dringen sie in die Feindstellungen ein. Bewegung, Bewegung ist Panzerparole!

Und dann entlädt sich plötzlich das Stahlgewitter. Noch einmal brandet die gewaltige Staubwolke beim Gegner auf, dann enthüllt sich ihr Inhalt. Feindpanzer über Feindpanzer sind aufmarschiert. Alle Kaliber, alle Größen sind vertreten.

Der gleichmäßige Rhythmus der Giganten dauert nicht lange. Zunächst stoßen die Adler aus der Luft auf sie herunter. Deutsche Stukaverbände versuchen, mit ihren Bomben in direktem Sturzflug denen da unten ans Leben zu gehen.

Die ersten Bomben sitzen nicht genau, aber sie prasseln so hageldicht in die Reihen, daß mancher Koloß wie verwundert stehenbleibt, weil sich plötzlich neben ihm die Erde geöffnet hat, und die niedergegangene Bombe ganze Berge von Erde in die Lüfte emporreißt.

Ein anderer, dicker Tank saust davon. Wie schnell er plötzlich laufen kann. Aber der Adler über ihm versucht immer wieder den Angriff. Der deutsche Stuka läßt nicht locker. Schon wieder setzt er zum Sturzflug an.

Das graue Untier läuft im Zickzack buchstäblich um sein Leben.

Da, schon wieder kommt der deutsche Vogel mit Geheul aus den Lüften gebraust.

Der Panzer rattert, was die Raupenketten hergeben, die Bombe zischt herab, und gerade vor dem davonjagenden Panzer öffnet sich eine mächtige Grube, aus der die Eingeweide der Erde zu fliegen scheinen; eine gigantische Wolke von Dreck stiebt auf, in der der Tank verschwindet. Als sich der Staub verzieht, liegt das Untier auf dem Rücken, es hat sich überschlagen und ist tot.

Aber so fängt es ja erst an. Überall sieht man die Stukas wie Horniſſen auf die anbrausenden Angreifer stürzen.

Jetzt prallen auch die ersten deutschen gepanzerten Verbände auf den Feind.

In breitem Keil greifen die Deutschen an. Zunächst sieht das alles sehr ruhig aus und sehr exakt. Genau wie im Manöver

Hier fahren ein paar Züge Zickzackkurs, weil sie von drei schweren feindlichen Wagen, die auf der kleinen Erhebung halten, gehörig beharkt werden. Ringsum springt die Erde in Krumen und Brocken empor, die Franzosen schießen nicht gut.

Mein Gott, denkt man unwillkürlich, wenn die ungefügen Kolosse anfangen zu hüpfen und zu springen, was muß der Fahrer für ein Künstler sein.

Auch der Leutnant Wolters ist dabei. Er sitzt in seinem Panzer drei und kommandiert seinen Zug.

„Granate! Feuer frei!"

„Granate! Feuer frei!"

und zum dritten Mal. Dann prescht sein schwerer Wagen wieder weiter. Ein anderer gibt ihm Feuerschutz.

Krach macht es, und in den Ohren dröhnt es gemein; für einen Augenblick ist alles taub. Es ist nicht weiter schlimm, aber immerhin hat etwas den Turm durchschlagen. So genau durchschlagen, daß der junge Leutnant wahrscheinlich nicht mehr wäre, wenn er sich nicht, und Glück muß ein Panzermann ja immer haben, im gleichen Augenblick zufällig tief nach unten in den Wagen hinein gebeugt hätte, um sich mit dem Fahrer zu verständigen, denn aus irgendwelchen Gründen funktionierten die Kehlkopfmikrophone nicht mehr.

Der Fahrer ist noch neu. Und einen solchen Hexenkessel hat er weiß Gott noch nicht erlebt.

Er hat das Ziel vor Augen, daß der Leutnant ihm zuerst gab, aber Ziele ändern sich mitunter blitzschnell im Panzerkampf. Und als der Leutnant den Befehl gibt, die drei Riesen da auf der Höhe anzugreifen, da, ja, da kann der Fahrer plötzlich nicht mehr. Das kann vorkommen, denn wer die drei dicken Viecher da oben stehen sieht, der muß glauben, der Leutnant sei verrückt geworden, so einen Befehl zu geben.

Aber der Leutnant ist nicht verrückt, wenn es auch dem Fahrer so scheint. Leutnant Wolters weiß genau, was er will.

Der Fahrer donnert gegen sein altes Ziel los. Aber der Wille des Leutnants ist stärker. Aus seinem jungen, noch bartlosem Gesicht ist plötzlich eine eiserne, eine eherne Maske ge-

Einzug in eine niedergekämpfte französische Ortschaft

Mit eiserner Kraft stößt die deutsche Panzerwaffe weiter vor

worden. Jeder, der in dieser Sekunde dieses Gesicht sieht, weiß, daß es hier keine Rücksicht gibt und nichts, was gegen seinen Befehl gerichtet ist. Auch nicht ein Wille, den vielleicht ein leises Zagen packte.

Der Wagen fährt langsamer. Schon wieder donnert es gegen die Stahlwand, als klopfe der Tod mit knöcherner Faust. Was schiert den Leutnant der Tod. Der schreckt keinen deutschen Soldaten. Der Befehl ist mehr als der Tod.

Der Fahrer wendet sich um. Es sprüht um ihn von winzigen Eisensplittern; der Schweiß läuft ihm über das junge Gesicht. Fast bittend sieht er seinen Leutnant an, da donnert es gerade wieder über ihren Köpfen, und der Turm hat seine zweite Ladung erhalten. Noch immer beugt sich der Leutnant zu dem Fahrer; in diesem Augenblick verlieren seine Züge die Strenge, es ist, als habe er seinen Bruder vor sich.

„Mensch", schreit er und deutet in die Richtung der drei Riesen, „Mensch..."

Der Fahrer versteht ihn in dem Gedröhne nicht, es faucht und kracht und kreischt und poltert und donnert und rattert, aber er sieht, wie der Leutnant lächelt. Da springt es über auf ihn wie ein Blitz.

Das seltsame Gefühl der Starre, das sein Herz plötzlich gepackt, löst sich, mitten in der Hölle atmet er tief, schon reißt er den schweren Wagen herum, der Panzer jagt zum Angriff auf die drei Riesen.

Das hat sich alles in Sekundenschnelle abgespielt. Jetzt hastet der Panzer die kleine Erhebung empor ... drei, vier andere Wagen geben Feuerschutz ... gewaltig taucht der erste Koloß vor ihnen auf, höher immer höher ... eine Feuerwelle brandet ihnen entgegen und überflutet sie wie Meeresgischt, da ... jetzt noch acht ... fünf ... drei Meter ... und dann ein Donnern, ein Krachen, als sei die Erde geborsten...

Der Leutnant Wolters hatte richtig gerechnet. Der feindliche Panzer stand so an der Höhe, daß er nur zwei Meter von dem steilen Abhang entfernt war. Durch den Rammstoß sackt unter ihm der Boden weg, er kommt ins Gleiten und, ehe

er sich besinnt, hat er auf nächste Entfernung den Gnadenschuß erhalten.

Die beiden anderen Tanks beginnen auszureißen, sie feuern noch immer, was das Zeug hält, aber sie müssen überall hinfeuern, denn jetzt kommen die anderen Kampfwagen des Zuges Wolters von allen Seiten heran. Der Kampf ist eigentlich schon entschieden. Sie bleiben liegen und fangen an zu brennen. Niemand kann heraus, denn die Türen sind durch unzählige Treffer verquollen und verrammelt, desgleichen die Türme; eine Stichflamme schießt heraus, und dann ist es bald vorbei. Aber auch das ist alles nur ein kleines Zwischenspiel.

Denn jetzt erst geht es richtig los!

Jetzt sind die ersten Panzermassen auf die vordere Welle der Franzosen gestoßen. Es blitzt auf, als speie die Erde Feuersäulen, hier und da umkreisen sich einige. Hier und dort drüben stehen die schweren grauen Ungetüme im feindlichen Feuer, ganze Breitseiten fahren aus den Rohren, genau, als wenn sich Dreadnoughts auf weite Entfernung umkreisen und bekämpfen. Dazwischen von irgendwo durch den Staub Blinksignale...

Jetzt prallen sie fast aufeinander, man sieht es deutlich, die Angreifer, die Franzosen, stutzen, halten überall, aber noch weicht niemand zurück, noch feuert alles, was aus den Rohren nur heraus will.

Die Deutschen aber greifen ihrerseits an, rücksichtslos und ohne Zagen.

Wie eiserne Pferde galoppieren die kleineren Kampfwagen dahin über Stock und Stein, manchmal sieht es fast lustig aus, wie sie die Nasen neigen, wenn eine Senke kommt.

Der da drinnen, der Panzerschütze, preßt das Gesicht gegen das Leder. Vor ihm hüpft und springt das Ziel in der kleinen Optik. Er muß die Sekunde abpassen, den Bruchteil einer Sekunde, denn wenn er daneben trifft, hat der andere Zeit, ihn selbst zu treffen.

Schon sind die ersten in Feindberührung, ganz dicht schleichen sie umeinander, suchen das Laufwerk des anderen in die Optik zu bekommen, das Laufwerk, die verwundbare Stelle. Oder sie

knattern, was sie können, auf die weichen Stellen, auf die Angeln der Türen oder sonst wohin.

Ein paar Männer sind schon ausgestiegen. Mitten zwischen den kriechenden und feuerspeienden Kolossen irren sie umher. Menschen, die nicht mehr hierher gehören, Menschen sind hier irgendwelche unwesentlichen Dinge, die zermalmt werden, weil sie überflüssig sind. Hier regiert das Eisen und der Stahl, hier regiert das Feuer und der Tod. Hier scheint der Mensch verloren...

Und dennoch wird das Gebrüll der Schlacht, wird das Toben dieser entfesselten Elemente von Menschenhand diktiert, von Menschenhand gestaltet und von Menschenhand geführt.

Da, wie sie rennen, sieben ... acht ... ein verlorener Haufen; die Panzer kümmern sich nicht um sie, haben genug mit sich selbst zu tun. Wie sie da die Arme emporrecken, als könne das was helfen, es ist, als wollte ein Kind die Arme zum Blitz emporheben, um ihn um Gnade zu bitten.

Hier gibt es keine Gnade, hier heißt das eherne Gesetz: du oder ich, einer ist zuviel auf dieser Welt.

Schon prallen Panzer gegen Panzer, manche fahren ganz dicht aneinander heran, daß man vermeint, sie schössen sich gegenseitig in die Sehschlitze, so fürchterlich nahe sind sie beisammen.

Man hört die tausend Befehle nicht, die in dem ungeheuren Tohuwabohu gegeben werden, man sieht die Männer nicht, die die eisernen Festungen dirigieren, man ahnt sie nur; und plötzlich kommt einem mitten in dieser fürchterlichsten und gigantischsten Panzerschlacht aller Zeiten der Gedanke, daß der menschliche Geist, der selbst diese eiserne und feuerhagelnde Hölle ersann, doch das Größte auf der Welt sei, das Allergrößte ...

Mann gegen Mann, hieß es früher. Panzer gegen Panzer heißt es hier. Die erbitterten Massengefechte lösen sich überall in Einzelkämpfe auf, in Einzelkämpfe so furchtbar und gewaltig, daß einem schier der Atem stehenbleibt.

Man erwartet in jedem Augenblick, daß eiserne Arme aus den Untieren fahren, damit sie sich gegenseitig zu würgen beginnen ...

Wie das aussieht, wenn die Kanonenrohre sich hin und her bewegen, wenn die Türme sich drehen, wenn die Maschinengewehre ihre Garben sprühen!

Da hat ein ganz Verwegener sogar die Turmluke geöffnet, nicht lange, dann sinkt er getroffen um wie ein Blitz, aber da, es ist kaum zu glauben, schaut schon der Nächste heraus und nimmt seine Stelle ein. Wahrscheinlich ist die Optik getroffen und man kann drinnen nichts mehr sehen; was gilt das schon. Sehen muß ein Panzerführer, sonst ist er wehrlos, also den Kopf heraus und die Augen benutzt.

Sie nützen nicht viel, denn der Staub brennt, und die eisernen Staubteile fliegen dicht gedrängt durch die Luft. Aber das Gesicht des Mannes, der da herausschaut und seine Befehle gibt, ist noch härter als das Eisen, das ihn umfliegt, und härter auch als der Tod.

Ein Knirschen liegt in der Luft, als wenn eiserne Giganten versuchten, sich gegenseitig die stählernen Knochen zu brechen. Immer stärker wird dieses seltsame Geräusch, immer härter und immer mehr loht und brüllt die Schlacht.

Schon steigen überall blutigrote Fanale empor, Panzerwagen brennen. Wie Fackeln umsäumen sie den Rand des Schlachtfeldes.

Menschen, die umherlaufen, sind jetzt nicht mehr zu sehen, man vermeint die eisernen überall umherbrausenden Kolosse atmen zu hören, ächzen und stöhnen. Wehe, wer sich deutschen Panzern entgegenstellt . . .

Da drüben brechen auch die Stukas wieder ein. Hartnäckig stoßen sie herab und noch einmal herab, drüben, gleich dicht neben dem Zug des Leutnants Wolters, hat die feuernde Reihe der Franzosen die beiden schweren flüchtenden Ungetüme aufgenommen, aber es ist, als reiße deren Flucht auch eine erste Lücke in die Reihen der anderen.

Der beginnt zu weichen und jener, da drüben ruckt einer leicht an und nimmt Kurs rückwärts, hier reckt sich schon eine weiße Fahne aus dem Turm, der wehrlos geworden ist, dort stehen drei französische Panzer und schweigen.

Da ist es, als fahre noch einmal ein geradezu ungeheuerlicher Wille in die deutschen Panzerregimenter, es ist, als gelle über das Schlachtfeld ein donnernder Befehl, hier und da öffnen sich die Luken der deutschen Kampfwagen, Männer schauen heraus, manche ohne Mütze, mit verklebten und geröteten Augen, mit Stirnen, über die manchmal das Blut fließt. Der Sieg ist erfochten, einer jener Siege, die in Jahrtausenden vielleicht einmal vorkommen, der Sieg deutscher Panzer über die Franzosen, der Sieg des Stahls über den Stahl, der Sieg des Feuers über das Feuer, der Sieg der Männer über Männer.

Die Franzosen beginnen zu flüchten. Hier und dort wendet sich einer zur Flucht, nicht so, wie man sich das vorstellt. Es ist, als habe der feindliche Fahrer den Kopf verloren, er läuft mit seinem Fahrzeug davon, als sei der Satan hinter ihm her. Über Stock und Stein, über Gruben und Hindernisse, ganz gleich, nur fort ... nur fort ...

Hinter ihm aber drängen die Deutschen. Es ist, als habe sie alle, die tapferen Jungen in der schwarzen Uniform, plötzlich der alte Zorn der Deutschen gepackt, als sei der furor teutonicus nun wirklich von jenen in Paris geweckt worden, von jenen Kerlen, die es wagten, diesen Soldaten den Krieg zu erklären.

Diesen Soldaten! Das ist es. Es gibt solche Soldaten nicht noch einmal auf der Welt.

Jetzt fluten schon ganze Regimenter der Franzosen zurück, und immer noch brechen die Deutschen unaufhaltsam in die noch feuernden Linien ein.

Mit Gedonner rast ein Panzer hinter dem anderen her, es ist fast unvorstellbar, mit welcher Geschwindigkeit die deutschen Kampfwagen dahinrollen. Sie überflügeln die Franzosen, sie fahren in der Flanke des Feindes auf, der vergeblich durchzubrechen versucht.

Vergeblich auch wenden die französischen Panzer ihre Vorderseite, die besonders stark gepanzert ist, gegen die Deutschen. Aber nicht lange. Nach wenigen Minuten ist das Einzelgefecht entschieden. Entweder steigen die Franzosen aus oder der Panzer brennt lichterloh mit gewaltiger Stichflamme.

Es sind Panzer vom Kürassier-Rgt. Paris, die deutschen Panzersoldaten sind aus Berlin. So hat Berlin Paris vernichtend geschlagen.

Die französischen Panzer waren nicht schlecht, im Gegenteil: das Neueste, was die Firma Renault brachte. Dieser französische Panzer hatte eine unerhörte Panzerung und war mit einer 4,7-cm-Kanone und einem Maschinengewehr ausgerüstet. Ferner hatte der Wagen zwei 8-Zylindermotoren und erreichte eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 45 km in der Stunde. Die Panzerung war gut, aber waffentechnisch waren die deutschen Panzer ihm weit überlegen.

Das hatten sie auch bald heraus. Die Richtmittel, die der französische Wagen hatte, waren schlecht, die Kanone wurde nur von einem Schützen bedient, während bei den Deutschen drei Mann an der Kanone sitzen und ausgezeichnete Richtmittel vorhanden sind. Daher war auch die Schußfolge bedeutend schneller.

Entscheidend für den Ausgang des Gefechtes war die Art der Führung.

Die Schlacht ist abgeflaut, deshalb wurde schnell getankt, dann fliegen die Kanister auf die Straße. Der Angriff rollt weiter.

In der Ferne taucht eine Ortschaft auf, da liegen plötzlich vor ihnen wieder Artillerieeinschläge. Der Fahrer gibt Vollgas, schnell kommen sie der Ortschaft näher. Jetzt kann man die feindliche Artillerie, die aus einer ausgebauten betonierten Stellung feuert, erkennen. Sogleich fahren die schweren Wagen in Stellung, in kurzer Zeit ist die Artilleriestellung ein rauchender Trümmerhaufen. Einige Wagen sind während dieser Zeit in den Ort hineingestoßen.

Infanteriefeuer schlägt ihnen entgegen. Der Franzose feuert aus Fenstern, Hecken und Bäumen. Die Panzer antworten so kräftig, daß den anderen bald die Luft ausgeht. Die Deutschen suchen durch Straßen, Gärten und Zäune den anderen Ortsrand zu erreichen. Plötzlich sind feindliche Panzer vorn. Ein französischer Geschützpanzer schiebt sich rückwärts in eine Seitenstraße und verschwindet. Den überlegenen Wagen zu verfolgen

ist zwecklos. Die deutschen Panzer fahren aus dem Ort heraus und nehmen ihren Platz in der Kompanie wieder ein. Als sie einen Hang hinauffahren, stehen sie plötzlich einem größeren Verband feindlicher Panzer gegenüber. Sofort wird auf beiden Seiten das Feuer eröffnet. Auf einem deutschen Heckpanzer gibt es einen mächtigen Knall, die Gepäckkiste wirbelt in Gestalt von kleinen Splittern und Fetzen durch die Luft. Ein Geschoß hat die Gepäckkiste und das Heck des Panzers durchschlagen und ist im Motorraum detoniert. Aber dem Motor macht das nichts aus. Er läuft und brummt wie immer.

Gleich darauf erhält der Panzer einen zweiten Treffer, der eine Laufrolle zertrümmert, doch auch der kann nicht erschüttern. Der Wagen bleibt voll einsatzfähig.

Jetzt greifen die deutschen schweren Wagen in den Kampf ein, und bald bekommen die Franzosen die Durchschlagskraft ihrer Geschosse zu spüren; einige Wagen liegen bereits brennend vor der Front.

Die Deutschen stoßen weiter vor und holen aus den zerschossenen französischen Panzern die ersten Gefangenen. Die sind schwer erschüttert, denn sie glaubten fest an die Unverletzlichkeit ihrer dicken Panzerung. Als der Franzose merkt, daß die deutschen Schützen ihn trotz seiner überlegenen Panzerung tödlich und genau treffen, macht er kehrt und will fliehen.

Ein Panzeroffizier, Oberleutnant Nitschke, faßt seine Eindrücke in folgendem Bericht zusammen:

Meine Abteilung hatte im schnellen Angriff ebenfalls Orp le Grand erreicht. Der Ort lag in einem Tal an der Eisenbahnlinie Genblaux–St. Frond. Die Übergänge über die Bahn waren teilweise gesprengt, teilweise durch Bombentreffer unpassierbar gemacht.

Immer dichter scharten sich die Panzer vor dem Ort, ohne ihn an irgendeiner Stelle passieren zu können. Vorgeschickte Erkundungspanzer wurden von feindlicher Pak abgeschossen oder liefen auf Minensperren. Auf den Straßen und Wegen sammelten sich immer mehr Panzer an. Jeder war bemüht, einen Übergang zu finden, um auf die jenseitigen Höhen zu kommen.

Es war eine eklige Lage, denn aus allen Häusern setzte Gewehr- und Pistolenfeuer ein, wenn sich der Panzerführer aus dem Turm sehen ließ.

Ein Weg mußte gefunden werden, und wenn keiner da ist, muß einer geschaffen werden, so lautet die Parole für den ersten Zug.

Kurz entschlossen trennte sich der Zugführer von der Kompanie. „Rechts um", rief der Zugführer seinem Fahrer zu. Ein Bersten und Krachen, und das Fahrzeug stand in einem herrlichen Obstgarten.

Die erste Lücke war durch die Gartenmauer gebrochen. Nun folgte der Zug. Plötzlich sperrte ein Haus die Weiterfahrt. Ein Hindernis?

In den Nachbarstraßen bellte lebhaftes MG.-Feuer. Die verdammten Fensterschützen, dachte der Zugführer, aber stehenbleiben konnte er nicht. Rasch saß er ab, untersuchte das Haus und den angrenzenden Schuppen, ob sie unterkellert waren.

Nein! Also bestand keine Gefahr, etwa hier in ein solches Gewölbe einzubrechen! Schnell hatte er seinen Turm auf 6 Uhr gestellt und den Fahrer angewiesen: „Marsch und Gas!" Es krachte und barst in allen Fugen. Steine, Gebälk und Kalk brachen auf das Fahrzeug hernieder.

Dreimal mußte der Wagen anrennen, aber es wurde geschafft. Wieder eine Lücke, diesmal aber stand das Fahrzeug auf einer Straße. Mit vereinten Kräften wurde der hinderliche Schutt entfernt, die Fahrt ging weiter."

Ein einzelner Panzer eines anderen Regimentes erschien mit etwa zwanzig Gefangenen. Er wurde dem Zug angegliedert. Die Gefangenen wurden in einem Eisenbahnwagen untergebracht, der von außen verschließbar war. So waren sie für die nächsten acht Stunden ungefährlich gemacht.

Weiter ging der Angriff auf die Höhe. Versteckte Maschinengewehrnester feuerten vergeblich auf die Fahrzeuge. Auch ihre Panzermunition versagte. Eine durchschlug wohl Panzerkettenglieder, prallte aber am Panzer selbst ab.

Als erſter erreichte der Zug den jenſeitigen Höhenrücken. Noch immer ſtand die Maſſe der Panzer am alten Talabhang. Die zweite Abteilung verſuchte rechts den Ort zu umgehen.

Der Zug machte ſich bereit und erkundete das nächſtliegende Gelände. Da tauchte links ein franzöſiſcher Kampfwagen auf. Er hatte nichts bemerkt, ſondern verſuchte mit hoher Geſchwindigkeit in den Nachbarort zu gelangen. Wenige Sekunden, nachdem der Panzer erkannt war, ſchoſſen ſämtliche Kanonen und Maſchinengewehre auf ihn. Aber er fuhr ruhig weiter, obwohl die Geſchoßgarben alle gut im Ziel lagen.

Die Schützen ſtutzten einen Augenblick! Der Kerl ſcheint unverwundbar zu ſein, denn er erhöhte nur ſeine Geſchwindigkeit und verſuchte, dem Maſſenfeuer zu entgehen.

„Schwarmangriff auf den Panzer", lautete der Befehl vom Zugführer. Mit höchſter Geſchwindigkeit ſtürmt der Zug dem Franzoſen nach. Von allen Seiten wollten ſie ihn faſſen.

Da — was war das? Feuer von links. Schon drehte der Zugführer nach rechts ab und ging in Hinterhangſtellung. Der Zug folgte ſeinem Beiſpiel. Was war geſchehen?

Etwa zehn franzöſiſche Kampfwagen hatten das Vorgehen des Zuges erkannt und beſchoſſen ihn, ohne Schaden anzurichten. Da ein Angriff auf dieſe Panzer zwecklos war, drehte der Zug ab und fuhr zur II. Abteilung zurück, die inzwiſchen den Talgrund überſchritten hatte.

Das Vorhandenſein dieſer Feindpanzer war ihr ſchon gemeldet worden, denn ſie war bereits zum Angriff auf ſie angetreten.

Nun hat die Stunde der Franzoſen geſchlagen. Ihre Diviſionen löſen ſich auf. Ihre Panzer, auch die ſchwerſten Kaliber, beginnen überall zu fliehen. Es iſt, als ergöſſe ſich ein uferloſer Strom nach hinten, zurück zur noch ſchützenden Dyle-Stellung zurück . . . zurück . . . nur zurück . . .

Aber auch die äußerſte Schnelligkeit hilft ihnen nicht viel, denn als die deutſchen Panzer von der Verfolgung ablaſſen, um

nicht in einen Hinterhalt von Artillerie und Pak zu geraten, da stürzen die Stukas, die während der gewaltigen Schlacht wie Adler über dem Schlachtfeld kreisten, abermals herab und suchen sich neue Beute.

Überall sausen die Bomben vom Himmel, daß man vermeinen kann, es beginne an diesem nie dagewesenen Tage noch Eisen in ganzen Klumpen zu regnen. Abermals windet sich die zerrissene Landschaft wie in Krämpfen, überall sprüht der Dreck in mächtigen Fontänen empor, und abermals vernichtet das Feuer alles, was noch übrigbleibt.

Vernichtet und zersprengt, zu Boden geschmettert und zu formlosen Massen geballt, liegen unzählige Kampfwagen auf dem Schlachtfeld. Frankreichs Stolz von der Dyle-Stellung, aus der sie hervorgebrochen waren, um den Deutschen Widerstand zu leisten. Aber auch die, die zurückkehrten, sind an Leib und Seele geschlagen, als hätten sie ein Strafgericht Gottes erlebt.

Als sich der Abend herabsenkt, ist ein gewaltiger deutscher Sieg errungen. In der ersten Schlacht, in der Panzer gegen Panzer standen, hat die junge deutsche Waffe eindeutig ihre Überlegenheit bewiesen. Frankreichs Panzerdivisionen befinden sich in der Auflösung, dabei ist erst der fünfte Tag des deutschen Vormarsches zu Ende.

Mit Stolz sieht Deutschland auf seine jungen Soldaten, fassungslos aber hört das Ausland die Meldungen, die unter dem Titel: „Panzerschlacht bei Namur" durch alle Zeitungen gehen.

In kurzen, knappen Sätzen ist da am 14. Mai die Schlacht noch einmal umrissen:

Nordostwärts Namur kam es zum erstenmal in diesem Krieg zu einem Großkampf zwischen Panzerverbänden: Französische Panzergeschwader waren deutschen Panzerkräften entgegengeschickt worden, um ihr weiteres Vordringen in Richtung auf die Dyle-Stellung zu verhindern. Im engen Zusammenwirken mit Kampfverbänden der Luftwaffe nahmen die deutschen Panzer unverzüglich den Kampf auf. Die Franzosen wurden geschlagen und fluteten zurück. Hierbei faßte sie die

deutsche Luftwaffe nochmals. Stark erschüttert gehen sie nunmehr, verfolgt von den deutschen Panzerverbänden, auf die Dyle-Stellung zurück.

Das war der Bericht vom 14. Mai. Aber schon der nächste Tag bringt die Ergänzung dieser Meldung:

Zu dem Dienstag gemeldeten Großkampf zwischen deutschen und französischen Panzerverbänden nordostwärts Namur, bei dem die Franzosen geschlagen wurden, ist nach Gefangenenaussagen die an der Schlacht beteiligte mechanische französische Division, durch den gemeinsamen Einsatz der deutschen Luftwaffe und Panzerverbände vollkommen versprengt und aufgerieben worden.

Deutsche Vorausabteilungen liegen bereits vor Givet. In unerhörtem Vorstoß ist der Einbruch nach Frankreich gelungen. Die englischen und französischen Zeitungen wollen mit allen Mitteln das Ausmaß des deutschen Sieges verschleiern. Nach altgewohnter Taktik lügen sie.

Den nachstehenden, sachlichen Bericht über die Lage gibt am sechsten Tag der großen Operation Oberstleutnant Dr. Hesse vom Oberkommando der Wehrmacht:

Gestern abend gelang es uns noch nicht, nach Givet hinzukommen. Der Feind hielt noch einige Punkte. Sein Feuer hatte unter der Pionierkompagnie, die als vorderster Verband nach Givet einrücken sollte, bereits einige Opfer gefordert. Man wollte die Nacht abwarten, um am anderen Morgen sich der Stadt zu bemächtigen.

Fünf Uhr morgens sprach ich im Stabsquartier der den Stoß über Givet führenden Division vor. Eben ist eine Meldung eingegangen, daß die Stadt vom Feind frei und es außerdem gelungen sei, trotz seines Widerstandes schon in den frühen Morgenstunden eine Brücke über die Maas fertigzustellen.

Nun ist also auch der Einbruch nach Frankreich gelungen!

Der Stoß, der nördlich Namur vorbeiführt, verlangt unsere besondere Aufmerksamkeit. Er war schon 1914 von entscheidender Bedeutung. Er kann sie heute wiedererlangen. Er schafft im übrigen den gleichen Vorteil wie das Ereignis der Inbesitznahme der Festung Holland: er bringt das deutsche Heer und vor allem auch die deutsche Luftwaffe ein Stück mehr an den englischen Gegner heran. Er erschwert andererseits unseren Gegnern die Bedrohung der für die deutsche Kriegführung so wichtigen Rheinlande und des Ruhrgebietes. Man bewegt sich hierbei auf alten klassischen Schlachtfeldern — nicht nur des Weltkrieges, sondern auch früherer Zeiten, wo bereits preußische und österreichische Regimenter unter den Fahnen des Prinzen Eugen und später gegen Napoleon kämpften.

Übersehen wir in diesem Zusammenhang auch nicht, was bei Givet und Sedan geschehen ist — hier konnte man gleichfalls auf dem linken Maasufer Fuß fassen! Auch die im Vorfeld des Westwalls kämpfenden Kräfte konnten einen schnellen Erfolg verzeichnen und sich näher an die Maginotlinie heranschieben, von der schon ausländische Berichterstatter schreiben, daß auch sie nicht unverletzlich sei.

Wohin ich heute, am sechsten Tage der Operation, komme, überall treffe ich größte Zuversicht und Siegesgewißheit. Die vorangegangenen Tage sind gewiß eine Kräfteanspannung gewesen und haben manchen Schweißtropfen gekostet, aber die großen Erfolge sind unter außerordentlich geringen Opfern erzielt worden. Irgendein Vergleich mit 1914 ist völlig hinfällig. Er läßt sich in dieser Hinsicht nicht ziehen. Gewiß ist der Gegner noch nicht geschlagen, aber er hat entscheidende Einbußen an Kräften und Land zu verzeichnen. Es stehen ihm wichtige Verteidigungsabschnitte nicht mehr zur Verfügung. Was vielleicht das Wichtigste ist: Es müssen sich die überraschenden Erfolge, die drei in der ersten Woche gefallenen Entscheidungen, auf die Moral der Franzosen und Engländer, und hierbei nicht nur der Bevölkerung, sondern auch ihrer Soldaten, entsprechend auswirken.

Wie sehr sich die Erfolge der deutschen Armeen und insbesondere der „Panzerschreck" auf die Moral der vom Kriege betroffenen Bevölkerung auswirken, unterstreichen Stimmen des Auslandes. Da schreibt der „Messaggero", Rom:

„Das Problem der Abwehr der deutschen Panzer wird in Pariser Militärkreisen als ‚gegenwärtig noch ungelöst' bezeichnet. Die Westmächte müssen jetzt die deutsche Initiative hinnehmen und sich in einen Bewegungskrieg in einem für sie ungünstigen Gelände einlassen."

Auch „Ekstrabladet", Kopenhagen, läßt sich vernehmen:

„Wie Stahlpfeile bohren sich deutsche Panzerkorps, von Flugzeuggeschwadern unterstützt, in die feindlichen Linien und zwingen die Truppen der Westmächte zum Rückzug. Der Angriff in Keilform hat gezeigt, daß er dem Frontalangriff große Vorteile voraus hat."

Wie hatten doch die Feindmächte geschrieben: Die deutschen Generale seien zu jung und ohne Angriffsgeist, die deutschen Soldaten wären alles andere als Kämpfergestalten. Der Hunger habe sie bereits zermürbt, ihre Kleidung bestände nur aus Lumpen, und nur die hinter ihnen geschwungene Nazipeitsche treibe sie noch vorwärts.

Nur so ist die Überraschung zu verstehen, die die französischen Gefangenen, einschließlich ihrer Offiziere, zeigen.

„Vom Beginn der Operationen an", berichtet einer, „herrschte größte Verwirrung bei den französischen motorisierten Divisionen, und, obwohl die französischen Offiziere immer wieder von einem kleinen Ausflug nach Deutschland sprachen, wurde die Stimmung immer gedrückter."

„In der Frühe", so berichtet wörtlich ein anderer gefangener Panzerführer aus Paris, „stießen wir, in auseinandergezogenen Formationen fahrend, auf die deutschen Tanks. Das letzte, was wir von unserem Kommandanten hörten, war der Angriffsbefehl. Danach hörte jede Befehlsübermittlung auf. Noch bevor wir richtig zum Schuß kamen, waren vor uns,

rechts und links neben uns die deutschen Kampfwagen, und auch an einen Rückzug war nicht mehr zu denken. Unter der furchtbaren Wirkung des deutschen Feuers versuchten wir nach links durchzubrechen, gerieten aber an eine steile Böschung, an der unser Wagen umstürzte und dadurch kampfunfähig wurde. Leicht verwundet und von dem Sturz zerschlagen, verließen wir das Fahrzeug und sahen uns inmitten deutscher Soldaten, die uns gefangennahmen."

Ein dritter französischer Gefangener, der Capitain eines Panzerregiments, zeigte allerdings noch Siegeszuversicht und Haltung.

„Messieurs", sagte er, „Ihre Erfolge werden Ihnen nichts nützen. Sie werden einige unserer Linien überrennen, gewiß, aber dann wird es Ihnen gehen, wie es unserem großen Napoleon in Rußland ging. Ihre Panzerdivisionen werden allein sein im großen Frankreich. Wir werden sie einzeln vernichten. Das wird das Ende Ihres Vormarsches sein, denn es ist menschenunmöglich, den Nachschub für eine solche Geschwindigkeit der Spitzentruppe zu organisieren."

Soweit der französische Capitain. Die Antwort gab ihm am nächsten Tage bereits der militärische Mitarbeiter des Lissaboner Blattes „Seculo" in seinem Kriegskommentar:

Der deutsche Vormarsch beschleunigt sich von Stunde zu Stunde in einer Tiefe und einer Breite, die alles in den Schatten stellt, was man bisher von dem Aktionsradius von Tankeinheiten und über die Offensivkraft von Truppen gekannt hat. Um eine Offensive von so großer Tiefe, die ohne Grenzen zu sein scheint, durchführen zu können, muß das deutsche Heer eine unvergleichliche Organisation des Nachschubs an Munition, Transportmitteln, Lebensmitteln, Kleidung und Treibstoffen besitzen. Diese Organisation des Nachschubs steht einzigartig in der Kriegsgeschichte da und hat auf uns den tiefsten Eindruck gemacht, weil sie alles übertrifft, was man bisher von den Rohstoffanhäufungen und der Produktionskraft der deutschen Kriegsindustrie gewußt hat. Dies war auch

Deutschlands Gegnern völlig unbekannt geblieben und hatte so zu einer ganz falschen Einschätzung der deutschen Kampfkraft geführt.

Drei Stunden später meldet der deutsche Rundfunk:

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Nördlich Namur stoßen unsere Panzerkräfte den auf die befestigte Dyle-Stellung zurückgehenden feindlichen Panzern nach, die durch die vorausgegangenen Angriffe aus der Luft und auf der Erde stark erschüttert sind.

Die Stadt Lüttich ist in deutscher Hand.

Im Raume südlich der Linie Lüttich—Namur haben unsere Truppen die Ardennen hinter sich gelassen und mit Anfängen die Maas zwischen Namur und Givet erreicht.

Diese Nachricht können die französischen Gefangenen einfach nicht mehr fassen. Dieses Tempo ist für sie unheimlich. In großen Scharen sammeln sie sich und ziehen zu den Plätzen, die ihnen die deutschen Truppen anweisen, waffenlos zurück.

Es ist ein seltsames Bild: auf der einen Seite der Straße marschieren die deutschen Soldaten singend und mit frohen Augen weiter voran nach Frankreich hinein, und auf der anderen Seite kommen ihnen die zerschlagenen Heerzüge gefangener Belgier, Franzosen und Engländer entgegen. Mutlos, zerbrochen und ohne jede Hoffnung. Der Sieg des Tages aber gehört den deutschen Panzern!

Die Panzerschlacht ist geschlagen.

Langsam ist der Lärm des Tages verebbt. Überall stehen die Kompanien in Ruhe und warten auf neuen Einsatz. Auch die Panzer haben einmal Ruhe. Man sieht die grauen Ungetüme in der Dämmerung gar nicht, nur hier und dort reckt sich ein Kanonenrohr über eine Hecke.

Langsam geht Leutnant Wolters durch die zerpflügten und zerwühlten Straßen. Er hat den Kopf hoch erhoben, tief atmet er die herbe Nachtluft, die von weither zu ihm herüber-

ſtreicht. Irgendein ſeltſamer Geruch nach Eiſen und nach Brand liegt darin.

Hinter der dichten Hecke murmeln Stimmen. Der Leutnant ſchlägt das Buſchwerk zurück. Da ſteht der Gefreite Diedrichsmeier von der Stabskompanie neben ſeinem Panzer und bei ihm der Unteroffizier Galuba.

„Nun", fragt der Offizier, „ganz ſchön geweſen geſtern und heute, was?"

„Jawohl, Herr Leutnant", lacht der Gefreite Diedrichsmeier.

„Sie hatten doch den Auftrag, gegen Orp le Grand aufzuklären", meint Wolters, „wie iſt denn das geweſen?"

„Wir ſind in der Frühe", berichtet der Gefreite, „faſt bis Orp le Grand herangekommen. Ich denke ſchon, der Ort ſei gar nicht vom Feinde beſetzt und will deshalb noch etwas näher heran. Aber plötzlich fängt es da drüben an zu knallen, daß ich glaube, die Hölle ſei los. Die MG-Garben präſſeln nur ſo auf unſeren Panzer, doch prallen ſie funkenſprühend und völlig wirkungslos von unſerem dicken Eiſen ab.

Plötzlich ein hoher Pfeifton, und eine Dreckwolke nimmt mir für einen kurzen Augenblick die Sicht durch den Sehſchlitz. Nachdem ſie ſich verzogen hat, ſehe ich zwei Meter vor meinem Wagen eine Furche, wie vom Pflug gezogen."

„Panzerabwehr", nickt der Leutnant.

„Ja", beſtätigt der Gefreite. „Ich nehme alſo blitzſchnell Stellungswechſel vor und gehe noch etwas dichter an den Ort heran. Da beginnt plötzlich aus jeder Bodenluke und jedem Scheunentor ein geradezu unheimliches Feuer. Der ganze Ort iſt zu einer Feſtung ausgebaut. Ich mache Meldung an meinen Kommandeur.

Schwere Wagen gehen hinter uns in Stellung und eröffnen auf das Dorf aus allen Rohren das Feuer. Die Schüſſe liegen tadellos. Wir ſehen, wie ſich in den Hausmauern wie durch Zauberſchlag rieſige Löcher zeigen. Überall im Dorf ſteigen Feuerſäulen gegen den blauen Himmel. Der Gegner wehrt ſich

Dem Feinde entgegen: Motorisierte Infanterie überholt Panzertruppen

Auch Flüsse halten den Sturm der deutschen Waffen nicht auf

verzweifelt. Doch merkt man schon jetzt, daß sein Abwehrfeuer schwächer und schwächer wird. Es schweigt dann fast ganz. Nur noch vereinzelt rattern einige gutgetarnte MG.

Ich setze meinen Wagen wieder in Fahrt. Was die Raupen hergeben wollen, jagen wir los. Vor mir zieht sich eine Bahnlinie entlang. Bahndämme sind für Panzer immer mit Vorsicht zu genießen. Mein rechtes Nebenfahrzeug will soeben die Bahn überschreiten, als sich seine Turmluke öffnet. Mir sträuben sich die Haare. Was ist los?

Der Wagen ist auf eine Mine gefahren. Ich fahre dicht heran und unter starkem Infanteriefeuer bergen wir die Besatzung. Der Fahrer ist übel zugerichtet. Ein kurzer Funkspruch, und der Arzt ist mit seinem Panzer zur Stelle. Der erste Ausfall. Wir kochen vor Zorn. Aber ich kann nicht länger bei meinem schwerverwundeten Kameraden bleiben.

Drüben sehe ich schon die ersten Gefangenen, die aus der Ortschaft kommen. Die anderen Panzer sind schon weit voraus. Also, um den Zeitverlust aufzuholen, breche ich quer durch die Gärten. Was sich jetzt in den Weg stellt, muß dran glauben. Überall rennen Franzosen um ihr Leben.

Endlich habe ich meinen Zug wieder erreicht. Da sehe ich gerade, wie ein Marokkaner auf einen Panzer klettert und ein Messer über seinem Schädel schwingt. In der linken Hand trägt er eine Sprengladung.

Doch bevor ich noch einen klaren Gedanken fassen kann, jagen schon Feuersalven über ihn, und er stürzt wie ein nasser Kartoffelsack von dem Panzer herab und wird von den Raupen zermalmt.

Wir durchfahren den Ort und sehen vor uns, an die Hecke anschließend, ein kleines Waldstück, und da endlich treffen wir auf den Feind, den wir so lange suchten. Da endlich kommen die dicken, französischen Burschen heraus. Französische Kampfwagen brechen vor und greifen an. Schon ziehen unsere Leuchtspurgeschosse ihren Weg gegen den Feind.

Da blitzt es auch bei ihm auf. Noch schießt er zu weit.

Hinter mir steht ein schwerer Panzer, der über uns hinwegschießt. Trotz geschlossener Luken bekommen wir vom Luftdruck

seiner Kanone einen Schlag ins Gesicht. Der dicke Bruder hinter uns weiß sein Ziel zu treffen! Schon brennen die ersten Wagen des Feindes, aber die vordersten französischen Panzer sind auch bereits bis auf 800 Meter heran. Seine Reihen sind erheblich gelichtet. Die ersten französischen Kampfwagen werden unsicher und versuchen, nach rechts abzudrehen. Da bieten sie uns plötzlich ihre Breitseite.

Nun hat uns alle das Jagdfieber erfaßt. Mancher läßt sogar jede Vorsicht außer acht, steht offen im Turm und beobachtet mit bloßem Auge die vernichtende Wirkung unserer Geschosse . . .

„Und dann türmten die anderen, ich weiß", nickt Leutnant Wolters.

„Ja", sagt der Gefreite Diedrichsmeier und atmet tief, „dann türmten sie. In heilloser Flucht suchten sie das Weite. Jetzt erst aber konnten wir erkennen, was der Franzose bei seinem ersten Kampfwagenangriff eingebüßt hatte. Zahllose rauchende, schwelende und brennende Fahrzeuge standen und lagen überall zerbrochen umher."

Der Gefreite schweigt. „Na und Sie?" fragt der junge Leutnant den Unteroffizier Galuba, der daneben steht, „wie war denn das bei Ihnen?"

„Ja", meint der Unteroffizier und zuckt mit den Schultern, „viel anders war es bei uns auch nicht. Als der Kompaniechef der 4. Kompanie gegen 10 Uhr den Panzerführern den Angriffsbefehl gab, donnerten wir los.

Zunächst ging es durch Koppeln und Gärten dem Feinde entgegen. Links von uns greift das Nachbarregiment an, die zweiten Abteilungen sind als zweites Treffen eingesetzt. Ich bekomme den Funkspruch, einen festgefahrenen Panzer meines Zuges aus der Schlacht zu schleppen. Als wir hinkommen, ist die Besatzung schon ausgestiegen, da sie dem Feuer eines Bunkers ausgesetzt ist. Ein Panzer, der in der Nähe steht, übernimmt den Feuerschutz für uns, und wir ziehen den Kameraden mit aller Kraft heraus. Plötzlich pirscht sich ein französischer Kampfwagen durch eine Hecke gut gedeckt an uns heran. Mit affenartiger Geschwindigkeit nehme ich den Franzosen unter Feuer."

Der Unteroffizier hält im Sprechen inne.

„Nun", fragt der Offizier, „und sind sie dann alle gut weggekommen?"

„Bis auf einen", erwidert Galuba leise, „unsern Panzerführer hat es erwischt. Er starb den Soldatentod. Aber wir haben uns geschworen, daß der Feind das Leben unseres Kameraden teuer bezahlen soll."

Langsam wandert Leutnant Wolters weiter durch die Nacht. Das Dunkel ist lebendig, überall hört man leises Klirren. Die Mannschaften sehen, soweit sie nicht schlafen, ihre Waffen nach.

„Na, Lange", fragt der Offizier den Gefreiten, der aufmerksam die Ketten beim Schein einer Laterne mustert, „alles in Ordnung?"

„Jawohl, Herr Leutnant", reißt Lange die Hacken zusammen, „alles in Ordnung. Aber es war auch höchste Zeit, daß ich nachgesehen habe, denn wir haben manches Ding gekriegt. Wir sind doch heute in Orple Grand mitten hineingeraten."

„Und wie war's?" lächelt Wolters.

„Ach", sagt der Gefreite, „im Dorf selbst haben wir gehörig Zunder von der französischen Infanterie bekommen. Wir schieben uns an einem Nachbarpanzerregiment vorbei, das wegen der Sprengtrichter unserer Stukas nicht recht weiterkam. Durch Zäune und Gärten geht die wilde Jagd. Eine dichte Häuserfront nimmt uns die Möglichkeit, vorzustoßen. Aber wir suchen uns einfach einen Stall aus, drehen den Turm auf 6 Uhr, und heidi geht es mitten durch die Mauer. Das hat schön gekracht, als die ganze Bude zusammenstürzte. Aber dann hatten wir keine Zeit mehr zu verlieren. Wir sind einen Bahndamm heraufgefahren und fanden uns plötzlich mit vier anderen Panzern hinter dem Ort wieder. Übrigens", verbessert er sich, „war der Zugführerwagen unterwegs wegen Kettenschaden ausgefallen und der Zugführer, Herr Oberleutnant Nitzschke, war in meinen Panzer eingestiegen.

Wir fahren also mit fünf Kampfwagen los, von dem Regiment ist nichts zu sehen. Plötzlich erblicken wir fünfhundert Meter vor uns einen feindlichen Panzer. Als wir zu schießen be-

ginnen, gibt der andere Gas und türmt. Wir natürlich hinterher. Der Abstand wird immer geringer. Mit einem Male erkennt der Oberleutnant auf nahe Entfernung fünfundzwanzig bis dreißig schwere französische Panzer, die uns in den Rücken fallen wollen. Den Kampf ohne Anschluß an das Regiment gegen eine solche Übermacht aufzunehmen, wäre sinnlos gewesen. Wir rattern durch eine Senke und dann mit Vollgas zurück. Als wir unsere Meldung machten, sahen wir gerade noch, wie sich unsere schweren Panzer auf den Feind stürzten."

In diesem Augenblick entsteht im Rücken des Leutnants ein Geräusch. Der Offizier dreht sich blitzschnell um.

„Ach, Sie sind es, Surma", fragt er und legt dem Gefreiten die Hand auf die Schulter, „ich habe schon gehört, Sie sind doch der Mann, der die . . ."

„Jawohl, der bin ich", sagt Surma stolz, denn sein tolles Spähtruppunternehmen hat sich bei der ganzen Kompanie herumgesprochen.

„Das müssen Sie mir genau erzählen", meint der Leutnant und reicht dem Kameraden eine Zigarette.

Der Gefreite lächelt. „So schlimm war es ja eigentlich gar nicht, Herr Leutnant. Unsere Munitionswagen hatten Befehl bekommen, für zwei schwere Wagen neue Munition nach vorn zu bringen. Es war noch ganz dunkel, als wir uns auf einer größeren Kreuzung befanden und nicht recht wußten, wo es weiter ging. Zufällig kam uns unser Kompaniechef, Herr Oberleutnant von Senfft, mit einem PKW. entgegen und beschrieb uns den Weg.

Wir marschierten mit unseren LKW. immer weiter, wurden aber plötzlich von einer deutschen Paksicherung angehalten. Man sagte uns, daß wir bereits 150 Meter vor der feindlichen Linie seien. Das war natürlich eine Pleite.

Unterfeldwebel Hamann gab mir den Befehl, festzustellen, ob die Gegend rechts von uns feindfrei sei.

Ich ging also los. Zuerst einen Feldweg entlang. Es war ganz gemütlich. Fast alle hundert Meter lag eine MG-Sicherung unserer Schützen. Sie lagen oft so versteckt, daß ich sie erst

erblickte, wenn ich beinahe heraufgetreten war. Andauernd wurde ich von ihnen angerufen. Sie warnten mich, weil sich der böse Feind in unmittelbarer Nähe befinden sollte. Ich habe zunächst nichts von ihm verspürt, denn ich ging auf gut Glück weiter, und es hat auch keiner nach mir geschossen. Zum Kriechen wäre der Weg zu weit gewesen, darum mußte ich schon aufrecht gehen.

Der Weg führte an zwei Gehöften vorbei. Hier wurde mir etwas komisch zu Mute, denn merkwürdigerweise standen sämtliche Fenster offen. Aber es geschah noch immer nichts, obwohl ich mich bei dem zweiten Gehöft ziemlich deutlich bemerkbar machte.

Erst an einem dritten Hof, den ich passieren mußte, war was los. Ich hörte sprechen, nahm meine Knarre unter den Arm und ging langsam auf den Eingang zu. Als ich hörte, daß deutsche Soldaten sich auf dem Hof befanden, kam ich hinter meiner Ecke hervor. Die beiden Kameraden haben einen solchen Schreck bekommen, daß ich dachte, sie fielen hintenüber."

„Na, ich danke", warf der Leutnant ein, „wenn da plötzlich einer mitten in der Nacht um die Ecke fegt . . ."

„Ach", meinte der Gefreite trocken, „ich bin ganz langsam gekommen, aber erschrocken haben sie sich trotzdem fürchterlich. Der eine von den beiden war ein Oberfeldwebel. Er kam auf mich zugesaust und fragte, wer ich sei und was ich hier mitten in der Nacht wolle. Ich meldete, daß ich geschickt worden sei, um unsere Panzer zu suchen.

„Panzer", brüllte der Oberfeldwebel mich an, „wo denken Sie denn hin, das hier ist die erste vorgeschobene Artilleriefunkstelle! Hundert Meter weiter liegt der Gegner! Daß hier keine Panzer sein können, ist wohl klar."

Ich sagte ganz ruhig: „Herr Oberfeldwebel, unser General Guderian hat gesagt, wo Panzer sind, ist immer vorn, und wenn unsere Panzer hier nicht in der Nähe wären, dann würden wir nicht mit Munition hier sein.

Der Oberfeldwebel war immer noch wütend und gab mir den Befehl, sofort zurückzugehen. Als ich aber am Ausgang des Gehöftes war, kam mir wieder mein erster Befehl in den Kopf und

der lautete, daß ich unsere Panzer suchen sollte. Vorsichtigerweise sah ich mich noch einmal um, um festzustellen, ob man mich noch sehen kann, dann machte ich marsch-marsch und rannte was ich konnte. Es hat dann noch eine ganze Weile gedauert, bis ich unseren Feldwebel Müller traf. Jetzt war die Schlacht schon gewonnen, denn ich bekam Bescheid, wo ich langzugehen hatte, aber ich war noch keine fünfzig Meter marschiert, da knallte ein französisches Maschinengewehr auf mich, daß mir der Dreck nur so um die Ohren flog. Ich habe mich hingeworfen, so schnell wie noch nie in meinem Leben und dann bin ich weitere fünfzig Meter auf dem Bauch gekrochen.

Als ich merkte, daß das Maschinengewehr nicht mehr schoß, bin ich wieder aufrecht weitermarschiert und kam dann auch glücklich zu den beiden schweren Wagen von Herrn Leutnant Buchweiz und Feldwebel Haß, die ich suchte.

Und dann", schloß der Gefreite Surma vergnügt seinen Bericht, „ging's aber schon wieder los. Die feindliche Artillerie nahm das Dorf unter Feuer, und wir mußten machen, daß wir herauskamen."

„Da haben Sie aber Glück gehabt, mein Lieber", sagte der Leutnant.

„Panzermänner haben immer Glück", antwortet der Gefreite Surma, ehe er wieder in der Dunkelheit verschwindet.

Aus dem offenen Fenster eines Hauses schallt unterdrücktes Gemurmel. Leutnant Wolters bleibt stehen und hört zu.

„Ach, Mensch", sagt gerade einer, „das ist ja gar nichts, da habe ich doch ganz was anderes erlebt, auch wenn ich nur als Funker mitgemacht habe.

Mein Schütze hängt also im Turm und starrt gelangweilt auf das graue Band der Straße. Von Zeit zu Zeit gibt er dem Fahrer, der vor Hitze wie ein Pfund Butter in der Sonne zerfließt, einige Anweisungen. Ich blicke über die hügelige belgische Landschaft, interessiere mich für Eigentümlichkeiten dieses Landes, träume dann und wann, manchmal fallen mir auch die Augen zu.

‚Aus den Reservekanistern auftanken!' Wie das morgendliche Wecken des U. v. D. in der Kaserne rüttelt uns dieser

Befehl wach. Sofort ist auf allen Panzern Leben. Die Tankverschlüsse frei! Einige Minuten später ist alles fertig. Irgendein Gefühl sagt uns, daß etwas in der Luft liegt. Sollte unser Wunsch, an den Feind zu kommen, doch schon in Erfüllung gehen?

Einige hundert Meter geht es weiter. Schon wieder Halt. ‚Gefechtsbereitschaft.'

Im Nu sitze ich im Panzer, Antenne hoch, Funkgerät einschalten, Waffen laden, jeden Handgriff führe ich rein mechanisch aus. Mein Gerät ist prima abgestimmt, müßte alles klappen. Rauschen im Kopfhörer, zwei Morsezeilen: ‚Klar zum Gefecht', ‚Kompanie Breitkeil'. Übergänge über den Bahndamm bei Orple Grand sollen erkundet und für die nachkommenden Einheiten freigemacht werden.

Jetzt geht's los. Mein Fahrer reißt den linken Knüppel, fährt von der Straße runter aufs freie Feld und setzt unseren Wagen links neben den Chefwagen. Mein Schütze rutscht eine Etage tiefer, steht jetzt auf den Bodenblechen, sieht also nur mit dem Kopf aus dem Turm.

Warum bin ich nur Funker! Nichts kann ich sehen. Mein Blickfeld ist von den vier Panzerwänden begrenzt.

Der Angriff rollt, einige Wagen beschießen feindliche Vorposten, durch die Blendluke erkenne ich weiter hinten belgische Infanterie in hastiger Flucht. Egon, unser Aufklärungsflieger, kreist über uns.

Schon ertönt es im Kopfhörer: Panzer von vorn, bewaldeter Höhenzug geradeaus. In höchstem Tempo fahren wir links an die Höhe heran, um uns eine günstige Stellung zu sichern.

Durch den Sehschlitz meines Fahrers erkenne ich jetzt in etwa dreihundert Meter Entfernung drei graue Kolosse, die sich fast in Querfahrt durch das Gelände wälzen. Unsere Waffen sind schon angerichtet, die Wagen unseres Zuges schießen schon. Warum schießen wir nicht, jede Sekunde ist kostbar! Panzer gegen Panzer, das ist wie ein Duell: schnell schießen und treffen.

Hemmung. Verdammter Dreck, ausgerechnet! Sie beschießen uns, brüllt der Fahrer. Verrückt. Kopfhörer runter vom Schädel,

Mikrophon beiseite und ran an die Kanone. Mein Schütze schießt mit dem MG weiter.

Donnerwetter, eine Hemmung in der Kanone. Ich bin schon an der Arbeit. Gute Friedensausbildung bewährt sich. Wir sind ja nur Funker, beherrschen die Waffen aber wie unser Gerät.

Ich schwitze wie toll, meine Haare hängen wirr im Gesicht. Links und rechts von uns höre ich Einschläge. Ich sehe aus dem Turm, ein abscheulicher Pfeifton dicht über meinem Kopf, schon haut wieder so ein Biest hinter uns ein. Verflucht, jetzt aber den Kopf rein. Mit aller Gewalt stemme ich mich gegen den Fahrersitz, daß mein Fahrer bald zerquetscht wird, und ziehe den Verschluß zurück.

‚Einer brennt schon, dort booten sie aus', brüllt mein Schütze, der schon zwei Magazine mit seinem MG rausgehauen hat. Er wird wahrscheinlich nichts damit anrichten können, die Franzosen sind zu stark gepanzert. Aber mit ihrer Schießkunst ist es nicht weit her. Unser Panzer zeigt doch seine ganze Vorderfront und schaut gerade über die Höhe.

Gott sei Dank, die Hemmung ist beseitigt, neues Magazin rein und auf ihn.

Ich verziehe mich wieder auf meinen Funkersitz. Die Drähte von den Kopfhörern und Mikrophonen haben sich wie eine Fessel um mich gelegt. Ein Durcheinander toller Art.

Der dritte schießt nicht mehr. Es ist geschafft. Wir sehen uns alle drei an und schauen drein, als wenn wir uns nach einer Schlägerei im Straßengraben wiedergefunden hätten.

Durch Funk erfahren wir, daß die Züge rechts von uns inzwischen auch schon fertig sind. Sie hatten es mit noch mehr Gegnern zu tun.

Kein Ausruhen, wir müssen weiter. Und schon rollen wir dem gesteckten Tagesziel entgegen.

Wir Panzermänner werden nicht müde, wenn wir am Feinde sind.

In dieser Sekunde tritt der Leutnant in den kleinen Lichtschein, um den die Männer sitzen.

„Nanu", fragt er, „was machen Sie denn da?" Die beiden Gefreiten Witt und Wachlin sind aufgesprungen.

„Wir haben soeben unsere Erlebnisse aufgeschrieben", sagt der Gefreite Witt, „mein Vater hat mir gesagt, ich soll ihm alles ganz genau berichten, und das habe ich getan, Kamerad Wachlin hat mir dabei geholfen."

„Na, dann zeigen Sie mal her", lächelt Leutnant Wolters, und nimmt das eng beschriebene Papier, auf dem mit schöner, klarer Handschrift steht:

„Lieber Vater, ich will Dir jetzt einmal einen Erlebnisbericht geben, wie wir die Panzerschlacht von Orple Grand geschlagen haben.

Wir fuhren also im Laufe des Vormittags in der üblichen Kampfformation durch das Gelände, als wir um 11 Uhr plötzlich die ersten Schützenlöcher des Gegners bemerkten.

Jetzt hieß es für jeden aufpassen. Im selben Augenblick rief unser Fahrer auch schon: „Turm 1 Uhr! 50 m vor uns, feindlicher Schütze mit Panzerbüchse!" Wir erkannten den Schützen sofort, nur konnte man nicht sehen, ob es ein Franzose oder ein Belgier war. Ich sah nur, wie der Gegner seine Panzerbüchse aus dem Graben schob und auf uns anlegte.

Nun hieß es schnell handeln, wie wir es bei der Ausbildung gelernt hatten. Kaum waren einige Sekunden vergangen, als dem Gegner unsere erste MG-Salve um die Ohren pfiff. Dadurch wurde der Schütze gezwungen, in Deckung zu gehen. Als wir eine neue Salve auf ihn abfeuern wollten, trat eine Ladehemmung unseres MGs ein, das konnte jetzt böse werden, denn der Gegner durfte nicht zum Schuß kommen. Durch blitzschnelles Handeln unseres Kommandanten, Feldwebel Grögert, kamen wir aus dieser Klemme wieder heraus. Er hatte nämlich die Situation, in der wir uns im Augenblick befanden, sofort erkannt, und gab dem Fahrer durch Funk zu verstehen, schnellstens auf das Ziel loszufahren.

Diese Attacke brachte den Gegner aus dem Gleichgewicht. Wir konnten noch sehen, wie er seine Panzerbüchse wegwarf und aus der Grube heraus wollte. Ob es ihm aber noch gelungen ist,

glaube ich nicht, denn unser Panzer jagte über das Schützenloch; das wird wohl sein Ende gewesen sein. Dies aber war nur der Auftakt zu der großen darauffolgenden Panzerschlacht.

Der Vormarsch rollte vorwärts! Plötzlich, um etwa 14 Uhr, stießen wir bei Orple Grand auf starke französische Panzerkräfte. Nun hatten wir endlich das, was wir uns schon lange im stillen gewünscht hatten, den Kampf: Panzer gegen Panzer!

Jetzt konnten wir dem Poilu zeigen, was in den deutschen Panzern steckt.

Wir mit unserem schweren Panzer hatten das Glück, gleich vier französische Panzer in etwa 300 m Entfernung vor uns zu haben, trotzdem verließ uns Panzermänner nicht die Ruhe.

Plötzlich aber kam uns ein anderer Wagen zu Hilfe. Als der Gegner diesen sah, drehte er ab. Wir waren wütend, daß der Franzose uns dadurch durch die Lappen ging.

Das Glück war aber doch noch auf unserer Seite, denn kurze Zeit darauf stellten sich dieselben vier Panzer erneut gegen uns zum Kampf. Wir nahmen uns vor, daß uns diesmal keiner entkommen sollte.

Jetzt nahmen wir das Duell mit dem Gegner auf. Wir ließen ihn auf 800 m herankommen und eröffneten dann das Feuer. Im stillen dachten wir bei uns, ob wir wohl aus diesem ungleichen Kampf als Sieger hervorgehen werden? Nach den Abschüssen unserer ersten Granaten sahen wir, daß unser Feuer gut lag. Denn kurz darauf fing ein Wagen an zu brennen.

Die Stimmung in unserem Wagen war ganz groß. Und schon ging's an unser nächstes Opfer. Schnell nahmen wir Stellungswechsel vor, um den Gegner fassen zu können. Im selben Moment, als eine neue Granate das Rohr verlassen sollte, verspürten wir eine furchtbare Erschütterung im Wagen. Alle wußten in diesem Augenblick, daß es unseren Wagen getroffen haben mußte. Der Fahrer und Funker fragten sofort, ob etwas ernstliches im Turm passiert sei. Glücklicherweise war die Sache für uns noch ziemlich glimpflich abgelaufen. Das Geschoß der feindlichen Panzerkanone, eine Granate, hatte die Führerkuppel getroffen, aber die Panzerung nicht ganz durchschlagen.

Der Kommandant und sein Ladeschütze hatten einige kleine Splitter abgekriegt, die doch im Eifer des Gefechts kaum gespürt wurden. Durch diesen Treffer verminderte aber der Gegner unseren Kampfesmut nicht im geringsten. Im Gegenteil: wir setzten jetzt alles daran, denn wir hatten nur noch das eine Ziel, den Gegner vollständig aufzureiben.

Granate auf Granate jagten wir durchs Rohr dem Feind entgegen. Damit machten wir den Poilu moralisch fertig. Die Besatzung verließ schnellstens ihren Panzer und versuchte, zu entkommen. Es sollte ihnen aber nicht mehr gelingen, denn unsere MG-Garbe machte ihnen den Garaus. Unser Kommandant beobachtete unterdessen die Flucht der beiden anderen Panzerwagen. Da wir aus dem Verband nicht herauskonnten, mußten wir leider vom Gegner ablassen.

Dieser Tag war für uns von großer Bedeutung, durften wir doch mithelfen, die erste große Schlacht, Panzer gegen Panzer, für uns zu entscheiden.

Mit vielen Grüßen bin ich wie immer Dein Sohn."

Der Leutnant ließ das Schreiben sinken. „Donnerwetter", sagte er, „das haben Sie aber fein gemacht, den Bericht hätte ich auch nicht besser machen können."

„Wir haben uns auch mächtige Mühe gegeben", grinst der Gefreite Wachlin. Dann setzt der Leutnant seinen Rundgang fort. Als er in seinem Quartier ankommt, erwartet ihn Oberfeldwebel Jäger.

„Na", fragt der Leutnant, „haben Sie den Kommandeur schon gesehen?"

„Jawohl, Herr Leutnant, Herr Oberst von Funk befindet sich bereits in seinem Quartier."

„Gut, Zigarette gefällig?"

„Danke, Herr Leutnant." Der Oberfeldwebel bläst den Rauch in die ruhige Luft.

„Ich habe mir eben manches berichten lassen", sagt Leutnant Wolters, „da sind eine ganze Menge Sachen geschehen, von denen man nichts weiß. Fast jeder unserer Männer hat irgendein tolles Erlebnis gehabt. Ich habe mir ein paar erzählen

lassen. Es ist wirklich allerhand gewesen, was unsere Panzermänner heute geleistet haben."

„Ich lasse auch auf keinen meiner Männer etwas kommen", lächelt Jäger, „sie haben sich alle tapfer geschlagen. Jeder einzelne wußte, was er zu tun hat und worauf es ankommt."

„Sie waren ja heute auch mitten drin", meint der Offizier.

„Ja", antwortet der Oberfeldwebel, „es hat sich alles wie auf dem Übungsplatz im Frieden abgespielt nur mit dem Unterschied, daß wir unsere Rohre sehr sorgfältig mit scharfer Munition geladen haben."

„Nehmen Sie doch Platz", sagt Leutnant Wolters und deutet auf den Stuhl neben dem Bett, „ich kann jetzt doch nicht schlafen."

Eine kleine Weile ist Schweigen, dann meint der Oberfeldwebel langsam: „Es ist gut, daß das Gelände heute wellig und deshalb so geeignet für Panzer war. Allerdings haben wir dadurch die feindlichen Panzer auch erst sehr spät sehen können."

„Haben Sie gleich getroffen?" erkundigt sich der Offizier.

„Jawohl", antwortet Jäger, „allerdings haben wir uns an einen zu großen Koloß gewagt. Seine Panzerung war für unser Kaliber etwas zu stark, aber unsere größeren Brüder, die dicht hinter uns fuhren, haben es ihnen dann gegeben. Es war ein tolles Bild, als die Munition explodierte und die Wagen zu brennen anfingen."

„Das müssen Sie genauer schildern", sagt Leutnant Wolters, „dann waren Sie ja mitten im Zentrum der Schlacht."

„Kann man wohl sagen", meint Oberfeldwebel Jäger. „Als die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschienen überall feindliche Panzer.

Sogar in unserem Rücken tauchen welche auf. Das könnte uns gefährlich werden, denn wir müssen uns nach allen Richtungen wehren.

Zu unserer großen Freude kommen hinter uns auch noch eigene Panzer, die das Gefecht mit den in unserem Rücken operierenden feindlichen Tanks aufnehmen. Ein kurzer Feuerzauber entwickelt sich, dann müssen die feindlichen Panzer das

Schicksal ihrer Kameraden teilen. Der Kampf wogt hin und her. Unser Gegner schießt sehr schlecht. Wenn er einmal trifft, ist unser Panzer stark genug, ein Eindringen des Geschosses zu verhindern. Mir kommt es vor, als ob der Feind nur Sprenggranaten verschießt. Damit hat er bei uns wenig Glück.

Um so besser sitzen aber unsere Panzergeschosse. Es zeigt sich allmählich die Überlegenheit unserer Waffe in jeder Beziehung, so daß sich der Feind langsam zurückzieht.

Aber wir lassen nicht locker. Hart bleiben wir ihm an den Fersen. Das hätte er sich nicht träumen lassen, daß unsere Geschosse seinen Leib aufreißen, der fast durchweg 8 bis 10 cm gepanzert ist.

Einige Stunden wogt nun schon dieser Kampf. Links von mir sind noch einige französische Wagen, die noch immer nicht glauben wollen, daß es für sie ein aussichtsloser Kampf ist. Einige Granaten belehren sie eines besseren. Sie müssen ihren Wagen verlassen, und den Weg antreten, den schon so viele gehen mußten. Gleich darauf bekommt der nächste Koloß einen Treffer. Er fängt an zu brennen. Auch dieser wird uns kein Leid mehr zufügen.

Die anderen bringen sich schnell in Sicherheit. Langsam geht der Kampf seinem Ende entgegen. Wer sein Heil in der Flucht nicht gefunden hat, ist zusammengeschossen liegengeblieben und meistens auch ausgebrannt.

Der Erfolg dieses Tages ist groß. In unserem Abschnitt wurden allein fünfzehn feindliche Panzer vernichtet, ohne einen eigenen völligen Verlust."

„Ja", erwidert Leutnant Wolters ernst, „es war wohl überall so. Unsere Verluste an den Verlusten des Gegners gemessen, sind unverhältnismäßig gering. Ein französischer Gefangener meinte, das habe an unserem besseren Material gelegen."

„Das stimmt nicht, das französische Material war durchaus erstklassig", unterbrach der Oberfeldwebel, „ich habe mich selbst davon mehrfach überzeugen können."

„Das sagte ich ihm auch", nickte Wolters, „es kommt durchaus nicht immer auf das Material an, wenn die Güte der

Arbeit auch mit sehr stark ins Gewicht fällt. Es kommt auf die Ausbildung der Panzermänner an und vor allen Dingen ..."

„Aufs Herz", ergänzte Oberfeldwebel Jäger, ehe er sich verabschiedete, um noch kurze Zeit zu ruhen.

Leutnant Wolters ist nun allein. Für seine Leute ist gesorgt, nun kann er auch einmal an sich selbst denken. Auch er hat zu Hause einen Vater, der auf ein Lebenszeichen seines Sohnes wartet.

In breiter Front stoßen nun die deutschen Panzerdivisionen auch südlich Namur gegen die stark befestigte Linie Namur—Dinant—Givet vor. Die Maas bildet hier ein natürliches Hindernis, das mit Festungsanlagen aller Art wie gespickt ist. Aber die deutsche Armee kennt in diesem Kriege keinen Widerstand. Seit Stunden schon beschießt schwerste Artillerie die Festung Dinant. Auch hier stehen überall schwere Panzer bereit, jeden Widerstand im Angriff zu brechen.

Die Panzermänner dieser Regimenter haben von der Nacht, da sie der Befehl zum Vormarsch erreicht, bis zu diesem Augenblick vor Dinant kaum einige Stunden geschlafen. Aber das ist gleich, Schlaf ist eine Sache, die auf später verschoben werden kann. Heute ist es wichtig, für Deutschland zu wachen. Alle diese Soldaten, die da in ihren Panzern sitzen, haben die Augen offen und blicken nach vorn, nur nach vorn. Denn vorwärts und immer wieder vorwärts, das ist auch die Parole für jene motorisierten Einheiten, die sich hier auf die Maaslinie zu in Bewegung gesetzt haben, Panzer, Panzerjäger, Pioniere und motorisierte Schützen.

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, daß deutsche Soldaten die gleichen Straßen marschiert sind. Hätten sie damals ahnen können, daß ein Vierteljahrhundert später graue gepanzerte Divisionen auf den gleichen Wegen gegen den gleichen Feind ziehen würden? Strecken, zu denen früher die deutschen Truppen Tage brauchten, werden heute in Stunden geschafft.

Aber dennoch läßt auch hier der Feind noch nicht locker. Die Franzosen nehmen die Straßen, die nach Dinant führen, unter gefährliches Feuer. Was macht das schon. Deutsche Panzer finden immer einen Weg. Auch hier sieht man die grauen Ungetüme an Stellen entlang herunter- und emporkriechen, die im ersten Augenblick für Panzer ungangbar scheinen.

Die Maas bildet ein unangenehmes Hindernis. Solange der Übergang nicht erzwungen ist, nützen die Panzer nichts.

Nützen die Panzer nichts? Der Satz ist falsch, denn die schweren grauen Kolosse fahren wie ein Festungswall am Ufer der Maas auf und nehmen mit ihren Kanonen den Feind am jenseitigen Ufer unter ein fürchterliches Feuer. Sie gewähren den Pionieren und der Infanterie, die in heldischem Einsatz den Übergang erzwingen will, Feuerschutz.

Pioniere und Infanterie! Staunend sehen die Panzermänner, mit welchem Elan die Sturmpioniere unter dem Feuerschutz der schweren Panzer über den breiten Fluß setzen.

Der Panzer, den der Unteroffizier Heinz Mertens führt, steht an einer ungünstigen Stelle. Außerdem hat er keinen Feuerbefehl. Warten müssen in einer Lage, in der es herum blitzt und kracht, in der überall von jedem einzelnen höchste Aufopferung und Tapferkeit verlangt werden, gehört für einen richtigen Soldaten nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins.

„He", ruft der Unteroffizier seinem Fahrer zu, „es ist unglaublich! Jetzt setzen sie über den Fluß."

Er reckt den Kopf aus der Luke und blickt mit leuchtenden Augen zu den Pionieren herüber, die jetzt im stärksten feindlichen Feuer über die Maas rudern.

Hochauf spritzt das Wasser ringsum von den einschlagenden Kugeln, rechts und links von den Schlauchbooten steigen gewaltige Wasserfontänen der einschlagenden französischen Granaten empor, aber die Pioniere rudern unentwegt. Hier und dort sinkt einer in dem Boot um, man sieht es ganz deutlich, eine Kugel hat ihn getroffen, aber die anderen peitschen das Wasser mit ihren Rudern und die Boote schießen wie Pfeile dahin.

„Da", schreit Unteroffizier Mertens und deutet mit der Hand nach rechts, obwohl es für seinen unter ihm sitzenden Fahrer ja unmöglich ist, etwas zu erkennen, „sieh dir das an, die ersten sind schon drüben!"

Wieder knallt und donnert eine Breitseite der Panzer gegen das jenseitige Ufer.

Wie die Mäuse kriechen die Pioniere an der steilen Böschung der Maas empor. Da ist nicht einer, der sich schont, sie alle treibt es nach vorn, und es ist ihnen gleich, ob ihnen pfeifende Kugeln oder zerschmetterte Steinbrocken um die Ohren fliegen; da ... jetzt fallen die ersten Handgranaten in die Widerstandsnester des Feindes.

Abermals mischt sich das dröhnende Konzert der Artillerie in die Musik der Panzerkanonen, acht ... neun ... zehn Boote sind jetzt unterwegs.

„Mann gegen Mann", schreit der Unteroffizier und wendet sich auf seinem Sitz aufgeregt hin und her.

„Mann gegen Mann", brüllt auch der Fahrer von unten, „erzähle doch, ich kann hier nichts sehen, was machen sie jetzt?"

„Sie haben sie", jubelt der Unteroffizier, „jetzt haben sie sie, da ... Mensch ... Achtung ...", und er ballt die Fäuste, als wolle er einen Kameraden auf der anderen Seite da drüben warnen, aber auch der hat die Gefahr bereits erkannt. Zwei Franzosen sind unmittelbar vor ihm aufgetaucht und wollen ihn bajonettieren. In Sekundenschnelle schlägt er dem ersten die schon bereitgehaltene Handgranate so blitzschnell ins Gesicht, daß der andere ins Taumeln gerät, sein Gewehr fallen läßt und mit beiden Händen hilflos in die Luft greift. Dann sackt der Deutsche zusammen, als habe ihn ein Keulenschlag getroffen.

„Teufel", fährt Mertens auf, und das Blut schießt ihm vor Zorn ins Gesicht, „jetzt hat es ihn doch erwischt."

Aber es hat den baumlangen Infanteristen auf der anderen Seite der Maas nicht erwischt. Er hat seine Instruktion gut im Kopf und seine Vorgesetzten haben aus ihm einen Leichtathleten gemacht, der in eine tiefe Kniebeuge gehen konnte, wann

er nur wollte. So fährt der Stoß des zweiten blitzenden Bajonetts, der seinem Leib gegolten hatte, daneben ins Leere.

Durch die Wucht des Stoßes aber kommt der Poilu ins Straucheln und schlägt lang hin. Es ist zu spät für ihn. Im nächsten Augenblick hat der Deutsche auch diesen gefährlichen Gegner restlos erledigt.

Jetzt haben die Pioniere auf der anderen Seite festen Fuß gefaßt. Von allen Seiten dringen sie auf den weichenden Feind. Überall fliegen die Handgranaten durch die Luft, und das feindliche Feuer wird merklich schwächer und schwächer.

Der Übergang über die Maas ist auch an dieser Stelle erzwungen worden, der feindliche Widerstand gebrochen und aus dem Führerhauptquartier kann das Oberkommando der Wehrmacht am 15. Mai bekanntgeben:

In Belgien haben unsere dem weichenden Gegner scharf nachdrängenden Divisionen die Dyle-Stellung erreicht. Zwischen Namur und Givet ist der Übergang über die Maas in breiter Front erzwungen. Auf dem Westufer mit Panzern unternommene Gegenangriffe der Franzosen wurden abgeschlagen. Deutsche Kampfflieger und Zerstörerverbände griffen in diesen Kampf ein und vernichteten eine große Anzahl Panzerwagen.

Beim Übergang über die Maas im Raume von Sedan ist in engstem Zusammenwirken mit der Luftwaffe der Schutzwall Frankreichs, die Maginotlinie, in ihrer Verlängerung nach Nordwesten durchbrochen. Auch hier scheiterten französische Gegenangriffe unter schweren Verlusten für den Feind.

Das Heldenlied der Panzertruppen klingt laut über die Schlachtfelder. Fast im verborgenen jedoch spielen sich zahllose Einzelheiten ab, die höchsten Einsatz des Mannes verlangen.

Es ist schwer, die Panzerschützen zum Reden zu bringen, sie sprechen nicht gern von sich, loben lieber die Kameraden, aber aus den kurzen, knappen Berichten kann man sich manchmal doch zusammenreimen, wie es war, und was alles dazu gehörte.

Zum Beispiel, wenn der Panzerunteroffizier Mertens verlegen meint, es sei sehr peinlich gewesen, daß sein Panzer tief in Feindesland auf eine Mine lief und nicht mehr zurückkonnte, weil die Franzosen ringsum saßen.

Und erst nach langem Zureden entschließt er sich zu diesem eingehenden Bericht:

„Ich dachte bei unserem Unternehmen zuerst, wir würden von Artillerie beschossen, aber eigentlich war das ganz unmöglich, denn wir waren so vorsichtig vorgegangen, daß uns kein Beobachter in diesem dichten Unterholz hätte entdecken können.

Mit einem Male gab es eine Detonation, die uns von den Sitzen schleuderte. Ein Geschoß hatte meinen Motor getroffen und ihm das Lebenslicht ausgeblasen. Also stiegen wir aus.

Plötzlich deutete mein Kamerad aufgeregt auf ein kleines befestigtes Blockhaus, aus dem wir tatsächlich Feuer bekamen. Der Wald war also besetzt und ausgebaut. Daher auch die Minensperre rings um das Blockhaus.

Wir haben uns mit Maschinenpistolen verteidigt, aber als wir an der Zunahme des Feuers spürten, wie die feindliche Überlegenheit immer größer wurde, nahmen wir die Beine in die Hand und verdrückten uns, um uns so schnell wie möglich wieder zu den deutschen Linien durchzuschlagen.

Wir marschierten ein paar Stunden, dann brach die Nacht herein, und wir mußten uns entschließen, in diesem vertrackten Walde zu übernachten. Immerhin hatten wir bereits den Waldrand erreicht, so daß uns der schwerste Teil unseres Marsches für den anderen Morgen bevorstand.

Nachts in dieser Gegend zu marschieren war zu unsicher. Überall standen französische Posten, und wir hätten ein Stück Blei zwischen die Rippen erhalten, ehe wir die anderen überhaupt nur zu sehen bekamen.

Wir schichteten also etwas altes Laub zusammen und machten uns eine primitive Höhle. Die Nacht verging sehr schnell, einer mußte ja immer wachen, damit der andere nicht schnarchte. Das wäre sonst eine schöne Bescherung geworden.

Am nächsten Morgen, wir waren gerade fröstelnd dabei, uns zu erheben, deutete mein Kamerad über das freie Feld.

Ich traute zuerst meinen Augen nicht. In aller Gemütsruhe kam eine französische Munitions- oder Proviantkolonne angeschaukelt. Wenn sie diesen Weg beibehielt, dann würde sie in unmittelbarer Nähe von unserem Versteck vorüberkommen und wenn die Bewachungsmannschaften rechts und links etwas den Wald durchkämmten, saßen wir in einer schönen Patsche!

Ich zählte ... drei ... acht ... siebzehn ... zweiundzwanzig Wagen! Du lieber Himmel! Haarscharf überlegte ich. Wenn wir uns weiter in den Wald zurückziehen würden, dann hätte man uns sicher beobachten können, blieben wir liegen und kamen die anderen so sorglos heran wie bisher, dann war die Gefahr geringer.

Immer näher kam der Transport. Wir drückten unsere Schädel in den lehmigen Boden, ja, ich glaube, ich habe teilweise sogar den Atem angehalten, um mich nicht zu verraten.

Schon hörte man das Klirren des Zaumzeugs der Pferde und die ersten französischen Worte schallten herüber. Die Brüder unterhielten sich sorglos und laut, daß man kurze Zeit jedes Wort verstehen konnte.

Noch immer rasselte die lange Kolonne an uns vorbei. Plötzlich blieb ein Korporal ganz in meiner Nähe stehen.

Ich hob den Kopf. Hatte er etwas entdeckt? Dann galt es, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen!

Noch immer stand der Kerl auf derselben Stelle und stierte zu Boden. Mir sträubten sich die Haare. Vielleicht hatte er unsere Fußspur entdeckt, oder hatte etwa einer von uns etwas verloren? Blitzschnell durchschossen die Gedanken mein Hirn.

Da kam schon ein zweiter Korporal herzu.

Nun, fragte er den ersten, was suchst du denn?

Ach, lachte der mit dem kleinen schwarzen Spitzbart, „ich suche Morcheln! Bei diesem Witz lachte er laut auf. Der andere lachte mit. Deshalb hörten sie nicht meinen tiefen, erlösenden Atemzug.

Alles in der Welt hat ein Ende, auch eine franzöſiſche Munitionskolonne von unwahrſcheinlicher Länge. Wir konnten wieder frei atmen.

‚Das iſt noch einmal gut gegangen‘, ſagte mein Kamerad und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Dann ſahen wir der abziehenden Kolonne nach.

Langſam ſtieg die Sonne hinter dem felſigen Gelände hervor. Mit unendlicher Vorſicht krochen wir aus dem Wald. Das war weiß Gott nicht einfach, ſich über das freie Feld zu ſchlängeln.

Wir krochen weiter. Es dauerte eine Ewigkeit, wie mir ſchien, bis mein Kamerad drüben war, ich folgte ihm. Auf der anderen Seite erſt richteten wir uns wieder auf und, als ſollten wir zu Salzſäulen erſtarren, blieben wir wieder ſtehen. Hinten auf dem gleichen Feld, das wir ſoeben überquerten, ſtand eine franzöſiſche Batterie im Morgennebel.

‚Junge‘, ſagte ich, ‚auch das iſt verdammt noch mal ganz gut gegangen!‘

Jetzt fiel das erſte Licht der Sonne auf die Geſchütze. Deutlich konnte ich ſie zählen. Deutlich ſah man auch die Mannſchaften, die zum Teil auf dem Boden lagen und zum anderen Teil ſich am Rande des Waldes aufhielten.

Haſtig zeichnete ich die Batterieſtellung in meine Karte und weiter ging es, immer weiter ...

Nachdem wir genau eine halbe Stunde marſchiert waren, lichtete ſich der Wald etwas.

In der Ferne auf einer ſanft anſteigenden Ebene erhob ſich, kaum von den Morgennebeln zu unterſcheiden, eine franzöſiſche Befeſtigung. Viel ſah man nicht von ihr, denn ſie war faſt ganz in die Erde eingebaut, aber man ahnte an ihrer Wucht ihre Stärke. Drüben im Süden ſchienen ſich auch größere Truppenmaſſen zu befinden, denn es blitzte im Sonnenſchein ſtark von Waffen aller Art!

Hier war alſo allerhöchſte Vorſicht geboten. Ich kroch zu meinem Kameraden zurück und wir bogen weit nach Norden ab, um nicht mit den franzöſiſchen Truppen zuſammenzuſtoßen.

Die Gegend, durch die wir jetzt kamen, war wie ausgestorben. Wir marschierten, als ob der Teufel persönlich hinter uns her wäre! Nach meiner Karte mußte auch dieser Wald sehr bald zu Ende sein, und richtig, wir sahen bereits in der Ferne einige Häuser, ein Dorf.

Wie die Hasen schlugen wir einen gewaltigen Haken und kamen endlich in ein ausgesprochenes Felsenrevier, von dem meine Karte nichts mehr berichtete. Zwar versuchten wir krampfhaft festzustellen, wo wir waren und nahmen all unseren Verstand zusammen.

Das ist eine tolle Lage. Mitten in Feindesland zur Rechten den Kanonendonner, zur Linken ein Dorf, aus dem uns jeden Augenblick jemand auf den Hals kommen konnte, und ein Tag, der immer schöner und leider immer heller zu werden versprach. Was hätten wir jetzt zum Beispiel für eine anständige Portion Nebel gegeben!

Immer noch bemühten wir uns, an den Rändern der Wege möglichst in Deckung zu marschieren, und einmal mußte ja diese Felsenwand aufhören, dann würden wir schon weiter sehen.

Immer noch erscholl der Kanonendonner zu unserer Rechten, allerdings kam es mir oft vor, als ob er bedeutend schwächer geworden wäre, doch in der Aufregung hat man oft Eindrücke, die mit den Tatsachen nicht mehr übereinstimmen.

Und da, ich wollte fast an der Endlosigkeit des felsigen Weges verzweifeln, kam plötzlich die Überraschung.

Vor uns lag tief eingeschnitten ein Fluß. Der Fluß zog in starken Krümmungen nach Norden. Oft stiegen die Felsen senkrecht an seinen Seiten empor. Vor uns, in der Tiefe, lag wiederum ein kleiner Ort, am gegenüberliegenden Ufer verstreut einzelne Häuser. Überall sahen wir feindliche Truppenmassen, die eifrig bemüht waren, zu schanzen.

Mit dem Glase erkannte ich am gegenüberliegenden Ufer eine überragende Kuppe.

Mit größter Vorsicht kletterten wir an dem Steilhang herum, um eine passende Stelle zu finden, an der wir uns verstecken konnten, um die Nacht abzuwarten. Wir sahen schon, daß wir

den Abstieg in das Tal wagen mußten, denn hier oben schien der Feind verschiedene Beobachtungsstellen eingerichtet zu haben, wie wir unschwer aus den Blinksignalen erkennen konnten, die überall aufleuchteten.

Die Brücke, die unmittelbar unter uns lag, lockte uns zwar sehr.

Wie kamen wir nur über den Fluß? Die breite Brücke wurde scharf durch einen Posten überwacht, und wir würden sie kaum benutzen können. Überwältigten wir den Posten, hätten wir schlagartig alles auf unsere Fährte gehetzt.

Vorsichtig zogen wir uns wieder etwas tiefer in den Wald zurück, der die Hänge auf unserer Seite bedeckte, suchten uns einen geschützten Platz, von dem aus wir das Tal und die Brücke und den Fluß dauernd übersehen konnten und lagerten uns, so gut es ging.

Da kam mit einem Male was durch die Lüfte gesaust, wir kannten den Ton schon zur Genüge, unten im Tal gab es einen gewaltigen Knall, und wir sahen in einer riesigen Sprengwolke Felstrümmer, Bretter und sonstige Brocken durch die Luft wirbeln.

Zuerst dachte ich, die Franzosen hätten im Tal eine Sprengung vorgenommen, aber da ... da kam es schon wieder heulend und sausend und pfeifend durch die Luft ... deutsche Granaten!

Ehrlich gesagt, so sehr wir sonst die deutsche Artillerie begrüßten, hier wünschte ich die Treffsicherheit unserer braven Kanoniere zum Teufel. Denn wenn das so weiterging, bekamen auch wir vielleicht ein Ding verpaßt.

Ich paßte genau auf die Einschläge auf. Sie galten offensichtlich dem kleinen Ort, in dem es von französischen Truppen nur so wimmelte. Von überall gellten jetzt schon die Hornsignale, und die Brüder da unten rannten durcheinander wie ein aufgescheuchter Ameisenhaufen.

Auch das war uns durchaus nicht angenehm, denn wie leicht konnten sie auf die naheliegende Idee kommen, sich im Wald in Sicherheit zu bringen. Das wäre dann bestimmt eine herzliche Begrüßung zwischen uns geworden!

Die Einschläge kamen jetzt immer näher, der letzte schlug hundert Meter rechts von unserer Stellung ein. Verflucht, dachte ich, wir müssen hier weg!

Langsam stiegen wir in das Tal hinab nach der Seite, die bis jetzt noch von den Einschlägen verschont geblieben war. Da hörten wir einen neuen Ton in der Luft, es dröhnte wie bei einem Erdbeben!

Erstaunt sah ich nach der Kuppe, die uns jetzt fast gegenüber lag. Und da erblickte ich ein gigantisches Schauspiel!

Die Kuppe hatte sich in einen feuerspeienden Berg verwandelt. Man sah ungeheure Feuersäulen aus bisher verdeckten Schießscharten hervorbrechen, der Dampf zog in ganzen Wolken zum Himmel, und die Erde begann zu beben ...

Unten am Fluß führte ein breiter Uferweg entlang. Rechts und links von ihm befanden sich in Bereitstellung Drahtverhaue, die nur um ihre Achse gedreht zu werden brauchten, um eine ausgezeichnete Straßensperrung zu ergeben.

An einer Krümmung des Flusses hielten wir Kriegsrat. In solchen Fällen, in denen so zwei Menschen wie wir ganz auf sich selbst gestellt sind, da muß einer sich auf den anderen verlassen können. Mir kam damals der Gedanke, daß wir uns sozusagen wie in einem U-Boot befänden; abgeschlossen von der Außenwelt und ohne Möglichkeit, Hilfe von außen zu erhalten, mußten wir unsere eigene Kraft und unseren Verstand in allen Lagen in höchstem Maße zu Hilfe nehmen. Das stärkt allerdings das Selbstbewußtsein auf eine ungeahnte Art.

Über den Fluß müssen wir, sagte ich, koste es, was es wolle! Dort drüben scheinen keine besonderen Befestigungen zu sein, also wird der Anstieg nicht schwierig sein. Ich halte es auch für ausgeschlossen, daß man die uns zugekehrte Seite besonders bewacht.

Ich mußte sekundenlang aufhören zu sprechen, denn abermals donnerte eine Salve der schweren und schwersten Geschütze von drüben gegen die Richtung, in der wir unsere Sturmtruppen vermuteten.

Es war jetzt Mittag geworden. Die Sonne stand in voller Glut fast über unseren Köpfen, und wir hatten es uns so bequem

wie möglich gemacht, da wir warten mußten, bis es wieder dunkel wurde.

Bald meldete ſich bei uns der Durſt. Wir netzten unſere Lippen aus unſeren Feldflaſchen, die wir an einer Quelle am Morgen mit friſchem Waſſer gefüllt hatten, wir mußten mit unſerem Trinkwaſſervorrat ſparſam umgehen. Wer weiß, wann es wieder etwas gab.

Noch immer feuerte das Fort vor uns, wenn auch in längeren Abſtänden. Es mußte ungeheuer armiert ſein und vor allen Dingen, es mußte ſchwerſte Geſchütze beſitzen, denn unter uns bebte faſt die Erde, wenn wieder einmal eine Salve dahinrollte.

Der Weg lag jetzt faſt unter uns. Ununterbrochen marſchierten auf dem anderen Ufer Truppen entlang, die in einem felſigen Einſchnitt unſeren Blicken entſchwanden. Wahrſcheinlich Verſtärkungen für die Front, dachten wir.

Faſt eine Stunde verging, ehe ſich etwas Beſonderes ereignete. Dann erfüllte plötzlich ein ſeltſames, fernes Dröhnen und Rauſchen die Luft.

‚Sie gehen wieder vor', ſagte ich, und wir lauſchten gegen den Wind. Aber wir täuſchten uns. Das Dröhnen und Donnern wurde ſtärker und ſtärker und dann ... und dann ...

Es war, als ſollte ſich der Himmel verfinſtern! Bis an den Rand des Horizontes flogen Flugzeuge, deutſche Flugzeuge!

Wie ein ungeheurer, alles bedrohender Heerbann zogen ſie gleichmäßig und gleichmütig ihre Bahn, umtoſt vom feindlichen Abwehrfeuer, das ihnen plötzlich aus allen Talſchlünden und tauſend Rohren entgegenſchlug! In unabſehbarer Folge flogen ſie, immer mehr und immer noch mehr.

Wir waren aufgeſprungen. Mitten in Feindesland waren wir aufgeſprungen! Unſere Lippen blieben ſtumm, obwohl wir jubeln und jauchzen wollten, obwohl wir vor Begeiſterung und Freude über dieſen gewaltigen Gruß des Vaterlandes am liebſten unſere Mützen in die Luft geſchleudert hätten, wir blieben ſtumm, aber nichts konnte verhindern, daß unſere Herzen einen tollen Generalmarſch ſchlugen.

Die Maſchinen hielten ſich über unſerem Tal nicht auf, warfen auch keine ‚Grüße' herunter, ſondern zogen weiter ihren Weg, getreu ihrem Befehl, dem fernen Ziele zu.

Unendlich langſam verging die Zeit. Wir wechſelten uns in der Wache ab, denn wir brauchten unſere volle Nervenkraft für die kommende Nacht. Ab und zu ſchreckten wir zuſammen; beim Knacken eines Aſtes glaubten wir ſchon, überraſcht zu werden, aber die Franzoſen hatten Wichtigeres zu tun, als die Wälder diesſeits und jenſeits des Fluſſes zu durchkämmen. In ihren kühnſten Träumen hätten ſie nicht vermutet, daß hier verſprengte deutſche Panzerſoldaten verſteckt waren.

Langſamer, ja, uns ſchien, immer noch langſamer verging die Zeit. Wir atmeten ordentlich auf, als die Sonne hinter den Gipfeln der in unſerem Rücken befindlichen Felſen verſchwand und die erſten dunklen Schatten ihre langen Arme nach uns auszuſtrecken ſchienen. Mit einem Male wurde es kühler und wir begannen zu fröſteln.

Ein leichter Wind hatte ſich über dem Waſſer erhoben und ſtrich bis zu uns herauf. Wir wickelten uns feſter ein und dachten an die Stunden, die wir hier noch untätig verbringen mußten.

Über den Fluß begannen Nebel ihre Schleier zu ſchwingen. Es ſah geſpenſtiſch aus, wenn die weißen Gebilde im Winde auf und ab tanzten.

Es wurde dunkler und dunkler.

Vorſichtig ſtiegen wir die ſteile Böſchung herab. Schon wenige Meter tiefer nahmen uns die Nebelſchwaden des Fluſſes in ihre Arme. Unſer Plan ſtand haargenau feſt.

Wir pirſchten uns zuerſt an den Sträuchern des Ufergebüſches entlang. Das war nicht ſo ganz einfach, denn mit jedem Schritt, den wir machten, rollten einige kleine Schotterſteine auf der Schräge der Böſchung abwärts und planſchten ins Waſſer, obwohl wir uns allergrößte Mühe gaben, geräuſchlos vorzugehen.

Wir mochten etwa hundert Schritte gemacht haben, da ſah ich vor mir ein Bild, das mich augenblicklich zur Salzſäule erſtarren ließ! Im Nebel tauchten ein paar franzöſiſche Uniformen

auf. Drei, vier, zehn Mann. Einer kommandierte. Leider konnte ich kein Wort verstehen, sie waren noch zu weit ab.

Es blieb nichts anderes übrig: wenn wir trockenen Fußes über den Fluß wollten, mußten wir über die Brücke. Aber gegen die zehn konnten wir nicht an. Deshalb mußten wir zunächst, ehe wir uns entschlossen, in das eiskalte Wasser zu springen, um hinüber zu schwimmen, feststellen, was die da jetzt im Nebel machten.

‚Ich werde mich anschleichen', sagte ich.

Mein Kamerad tauchte in den Nebel zurück. Ich war allein.

Ich kroch nicht, sondern ich marschierte sozusagen auf allen Vieren; mit Händen und Füßen, um ja nicht den leisesten Argwohn zu erregen oder ein Geräusch zu machen, bewegte ich mich vorwärts. Alles, was mich hindern konnte, hatte ich bei meinem Kameraden zurückgelassen.

Ich kam näher, immer näher ... noch näher ...

Vielleicht zehn Meter trennten mich von der Gruppe, die an der Brücke arbeitete. Jetzt erst sah ich, daß der Mann mit der Kommandostimme ein höherer Offizier sein mußte. Und da, das Herz begann mir zu stocken, sah ich auch, was sie vorhatten.

Die Brücke hatte in dem ersten Pfeiler einen gewaltigen Hohlraum, in den packten die Soldaten kleine Kisten. Sprengmunition!

Blitzschnell schossen mir die Gedanken durch den Kopf. Aha, dachte ich, sie wollen die Brücke in die Luft sprengen, wenn die deutschen Panzer sich nähern!

Scharf paßte ich auf, was sie da machten. Sie waren noch lange nicht fertig, der Nebel wurde immer dicker, als der Offizier abermals sein Kommando gab.

Alles hörte auf zu arbeiten, rückte die noch übrigen kleinen Kisten auf einen Haufen, stellte sich in Reih und Glied auf und, nach einem neuerlichen Kommando, marschierten sie ab. Nur einer blieb als Wache zurück. Nur einer!

So schnell ich konnte, viel schneller als ich kam, kroch ich zu meinem Kameraden zurück.

‚Mensch‘, sagte ich, ‚sie wollen die Brücke in die Luft sprengen, das darf nicht sein! Der Vormarsch unserer Panzer darf auf keinen Fall gestört werden, und wenn es blau brennt!‘

‚Ja, aber . . .‘, warf er ein.

‚Da gibt es kein aber‘, schnitt ich ihm kurz das Wort ab. Die Brücke ist für unsere Truppen unersetzlich. Es dauert bei der Breite des Flusses immer einige Zeit, bis unsere Pioniere eine Notbrücke geschlagen haben.

Nach kurzem Kriegsrat war unser Plan gefaßt. Wir wollten zunächst im Schutze des immer dichter werdenden Nebels den Brückenposten unschädlich machen.

Gerade als wir uns dem französischen Soldaten auf etwa zwanzig Meter genähert hatten, ertönte vom anderen Ende der Brücke ein Pfiff, den der Posten zurückgab. Eine Stimme, wahrscheinlich die des Postens am anderen Brückenende, rief: ‚Jaques, bist du schon da?‘

‚Oui, oui‘ antwortete der Posten, den wir schnappen wollten, ‚ich komme!‘

‚Vite, vite!‘ rief der andere zurück, ‚schnell, schnell!‘

Und tatsächlich setzte sich unser edler Franzmann hastig in Richtung der Brücke in Bewegung und verschwand im Nebel.

Wir sahen uns betroffen an.

Wir lauschten in den Nebel. Die beiden Franzosen unterhielten sich in der Ferne. Ihre Stimmen verloren sich mehr und mehr.

‚Mensch‘, sagte ich hastig, ‚die Bahn ist frei, nun aber los!‘

Mit affenartiger Geschwindigkeit begannen wir unser Werk. So schnell wir konnten, warfen wir die Sprengpakete in den Fluß, räumten auch die aus, die sich schon in der Brückenhöhlung befanden. Der Schweiß troff uns von den Stirnen und unsere Köpfe rauchten! Bald war das Werk geschafft!

Aufatmend sahen wir uns an. ‚Vorwärts!‘ sagte ich leise.

Auf der anderen Seite der Brücke war es dieselbe Sache, nur schien man dort das Einbringen der Sprengpatronen auf den nächsten Morgen verschoben zu haben, denn die Päckchen lagen

noch fein ſäuberlich alle auf einem Haufen. Auch hier taten wir ganze Arbeit!

Inzwiſchen war das Rollen und Grollen der fernen Front wieder ſtärker geworden. Es hörte ſich an, als entwickelte ſich beim Beginn der Nacht noch eine Schlacht. Drohend klang das Artilleriefeuer durch die dichte Watte des Nebels, der in undurchdringlichen Schwaden aus dem Flußbett aufſtieg. Uns war er als Bundesgenoſſe zwar willkommen, doch hätte ich gewünſcht, daß ſeine Qualität nicht ganz ſo ausgezeichnet geweſen wäre, denn man konnte bald nicht mehr die Hand vor Augen ſehen.

Mit keuchenden Lungen und pfeifendem Atem ſtiegen wir den ſteilen Felſen bergan.

Mein Kamerad folgte mir Schritt um Schritt.

Nach einer halben Stunde verſchnauften wir einen Augenblick. Vor uns ſchien ſich eine himmelhohe Felswand zu erheben. Wir taſten uns an ihr entlang. Es war die Rückſeite der Befeſtigung, eine gewaltige Zementmauer.

Dann ertönte plötzlich eine ungeheure Detonation!

Der Felſen bebte in ſeinen Grundfeſten. Durch den ungeheuerlichen Luftdruck wurden wir wie Bälle an die Wände geſchleudert, ein Wunder, daß uns nicht ſämtliche Knochen brachen! Sekundenlang war mir, als flöge die ganze gewaltige Panzerdecke neben uns in die Luft. Die Mauer war eingeſtürzt.

‚Die Piſtolen raus‘, ſchrie ich, ‚und auf alles geſchoſſen, was ſich zeigt!‘

Mein Kamerad hatte ein Ding an den Schädel bekommen, daß ihm das Blut über das Geſicht floß. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er immer wieder mit dem Ärmel über die Augen fuhr, um ſehen zu können.

Wir hatten die Zähne in die Lippen geſchlagen und waren bereit, mit unſeren Leibern gegen jeden zum Angriff vorzugehen, wenn es ſein mußte, denn fliehen konnten wir nicht mehr.

Es kam anders. Plötzlich quollen ſie heraus, erſt drei, dann acht, dann zehn und zwanzig Franzoſen, die Arme erhoben, die Geſichter ſchneeweiß und ſchreckensbleich, Offizier und Mann.

Die Waffen hatten ſie weggeworfen, der eine ſchwenkte ſogar ein weißes Stück Leinen ... ſie ergaben ſich.

Mir zitterten, ich ſchäme mich nicht, das zu ſagen, buchſtäblich vor Überraſchung die Knie. Mit erhobener Piſtole brachten wir den ganzen Schwarm in eine Ecke.

Die anderen Forts und Befeſtigungsanlagen rechts und links begannen jetzt ein hölliſches Feuer. Ganz in unſerer Nähe aber — es klang in unſeren Ohren wie Engelsmuſik — erhob ſich plötzlich ein Schrei, es war ein Urſchrei des Mutes, des Sieges ... wie toſende Brandung ſchwoll es an und flutete über uns, dieſes gewaltige, das ewig unſterbliche Hurra deutſcher Soldaten!

Die Pioniere hatten es geſchafft. Unſere Pioniere hatten zur rechten Zeit von der anderen Seite dieſe gewaltige Befeſtigungsanlage bezwungen. Ich hätte den Pionierfeldwebel, der als erſter von der Höhe der Mauer zu uns herunterſprang, am liebſten umarmen mögen. Aber für Gefühle iſt in ſolchen Augenblicken kein Raum.

‚Menſch', ſchrie ich, ‚alle Mann mit und zur Brücke!'

Wir rannten, wir taumelten, wir ſtürzten im dichten Nebel den Berg hinab. Manche überſchlugen ſich, es war uns gleich! Die ſpitzen Steine zerriſſen unſere ſchwarzen Uniformen und ſchnitten tief ins blutende Fleiſch, es war uns gleich! Mich beſeelte nur ein Gedanke: Die Brücke! Die Brücke muß unverſehrt in unſere Hände fallen, dann waren ja die anderen abgeſchnitten, dann konnten die deutſchen Panzer paſſieren, dann war der Weg in das Land des Feindes frei!

Da ſahen wir die Franzoſen ſchon. Köpfe tauchten aus dem Nebel, franzöſiſche Pioniere brüllten und tobten durcheinander, es half alles nichts ... ſie ſuchten wohl ihre Sprengpatronen, aber die lagen auf dem Grund des tiefen Waſſers ...

Der Pionierfeldwebel trug ein leichtes MG, als habe er eine Sonnenblume in der Fauſt. Er kniete dicht neben mir nieder, brachte das Ding in Stellung und ſchoß, was aus dem Rohr heraus wollte.

Dann jedoch waren wir nicht mehr zu halten. Mit Löwengebrüll ſtürzten wir auf die auseinanderſtiebenden Franzoſen. Ich

hatte meine Pistole verloren und einen gewaltigen Feldstein in die Faust genommen, bereit, jedem das Hirn zu zerschmettern, der es wagen würde, sich mir in den Weg zu stellen ..."

Der Panzerschütze schwieg. In seinen Augen leuchtete noch die verhaltene Glut des Erlebens. Dann fuhr er leiser fort:

„Es war niemand mehr da, der sich uns in den Weg warf. Die Brücke war unversehrt, der Weg in Feindesland frei ..."

Wenig später donnerten die ersten schweren deutschen Panzer über den Fluß. Mit unwiderstehlicher Wucht rollten sie die Stellungen des Gegners am anderen Ufer auf ..."

Das ist nur ein kleiner Bericht eines dieser Männer in den schwarzen Uniformen, die ebenso tapfer wie bescheiden sind. Man muß ihnen die Worte förmlich von den Augen ablesen, sie meinen immer, ihre Taten seien eigentlich doch selbstverständlich gewesen.

Wer aber diese Berichte mit offenen Augen liest, wird finden, daß alle der beteiligten Männer beim Einsatz gegen einen starken Feind weit über sich selbst hinaus gewachsen sind, ja, daß sie sich durchaus nicht zu schämen brauchen, wenn man sie als Helden bezeichnet.

Zeigte der vorstehende Bericht, wie Panzermänner auch unter schwierigsten Umständen nicht verzweifeln, sondern die Zähne zusammenbeißen und dann noch aus dem scheinbaren Unglück einen großen Erfolg machen, so gibt ein anderer Erlebnisbericht Kunde von der Kameradschaft der Panzerwaffe mit den Fliegern.

Der Flieger, der den Panzermännern buchstäblich sein Leben verdankt, gibt diesen eindrucksvollen Bericht über sein gefährliches Erlebnis:

„Wir flogen in niedriger Höhe über Frankreich. Unter uns lagen die letzten Ausläufer eines Waldes. Da wurden wir plötzlich buchstäblich mit einem Hagel von Flakgeschossen einer dort gut getarnt aufgestellten Flakbatterie überschüttet.

Dicht an dicht standen die Wölkchen der Sprenggeschosse neben den Tragflächen, vor, über und hinter dem Motor ... und da, bei dieser Übermacht und dieser geringen Höhe war es unausbleiblich, hatte auch der Motor eins abbekommen. Nun hieß

es schnellstens landen. Wenige Kilometer von der Maschine entfernt schien ein geeigneter Landeplatz vorhanden zu sein, ein Feld oder eine Wiese, auf die wir jetzt zustießen.

Und tatsächlich, es glückte. Ich brachte die Maschine ohne Bruch zu Boden. Den Bordschützen, der zwei Streifschüsse bekommen hatte, schleifte ich mit vieler Mühe heraus und zog ihn, da er wegen des Blutverlustes das Bewußtsein verloren hatte, so schnell ich konnte, in den nahen Wald hinein. Dann rannte ich noch einmal zurück, um durch Entzünden des ausgelaufenen Benzins das Flugzeug restlos zu zerstören.

Inzwischen aber war der Waldrand lebendig geworden. In der Nähe befanden sich einige Dörfer, aus denen anscheinend nur etwa die Hälfte der Bevölkerung geflohen war. Soldaten kamen herbeigeeilt, um die Zerstörung des Flugzeuges zu verhindern und uns gefangenzunehmen.

Sie kamen zu spät. Kaum hatte ich die ersten Gestalten am Waldrand auftauchen sehen, riß ich meine Pistole heraus und feuerte. Von hier und da krachte auch von der anderen Seite ein Schuß, aber die Schüsse taten mir nichts.

Plötzlich sprang ich mit einem Tigersatz empor und hatte schon im Handumdrehen die sechs bis acht Meter, die mich noch von meinem zerschossenen Flugzeug trennten, zurückgelegt. Streichhölzer heraus und das brennende Holz in das Benzin geworfen! Das war die Sache eines Augenblicks!

Wild schossen die Flammen empor, und in Sekundenschnelle stand der ganze Apparat in Flammen. Das war das Wichtigste: das Flugzeug war zerstört und der Feind würde keinen Nutzen davon haben. Jetzt galt es nur noch, dem Kameraden zu helfen, und das eigene Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Mit einigen Zickzacksätzen sprang ich, ohne von dem stärker werdenden feindlichen Feuer getroffen zu werden, bis an den Rand des Waldes zurück. Hier war mein Kamerad inzwischen aus seiner Ohnmacht erwacht und hatte, obwohl ihm von dem ausgestandenen Blutverlust noch die Hände bebten, ebenfalls schon die Pistole in der Faust, um meinen Rückzug zu decken.

Mit Mühe krochen wir beide ein Stück in den Wald zurück. Jetzt aber wurde die Sache brenzlig. Eine Infanterieabteilung hatte die Notlandung beobachtet und war im Eilmarsch auf die Stelle zugeeilt, wo sie unser Flugzeug vermuteten. Überall tauchten im Walde französische Uniformen auf, wir schienen verloren, denn wir befanden uns weit hinter den französischen Linien.

Es kam jedoch anders, als die Franzosen es sich vorgestellt hatten . . ."

„Ja", fällt der Panzermann, der neben ihm steht, lachend ein, „wir hatten mehrere Kilometer nordwärts mit unseren Ferngläsern das Mißgeschick der deutschen Maschine verfolgt. Sofort stießen wir in die gleiche Richtung vor. Wir rasselten an einem Waldrand entlang, der noch voller Franzosen steckte. Es prasselte gehörig auf unser Eisen, aber wir kehrten uns nicht daran, denn allerhöchste Eile war geboten, wenn es uns gelingen sollte, die notgelandeten Flieger noch herauszuhauen.

Überall wichen die Franzosen, von Entsetzen gepackt, vor unseren drei Panzern zurück. Wir krachten mitten durch den Wald unserem Ziele zu.

Dann sahen wir sie auch schon. Gerade näherte sich im Hintergrund eine größere Abteilung französischer Infanterie, denen wir noch gehörig Zunder gaben.

Und heidi gings wieder ab durch die Mitte. Wir gaben Gas, daß die Funken stoben und hatten eine halbe Stunde später ein zweites Mal die französischen Linien durchbrochen. Die Flieger waren gerettet."

Kleine Einzelzüge aus dem großen Feldzug, Streiflichter der vorbildlichen Kameradschaft, die jeden einzelnen Mann in jeder Waffengattung des deutschen Heeres erfüllt.

Indessen erfüllt sich das Schicksal der feindlichen Armeen. Durch den unerhörten Siegesmarsch der deutschen Panzerdivisionen greift die Zange über die Flanken der feindlichen Armeen und immer deutlicher schält sich aus den zahllosen Einzel-

Querfeldein geht der unerbittliche deutsche Vorstoß

Eine kurze Erholungspause zwischen den Kämpfen

aktionen des deutschen Heeres der gigantische Feldzugsplan Adolf Hitlers heraus.

Die eine Armeegruppe stößt gegen die Dyle-Stellung vor, wie wir gesehen haben, und riegelt dort die vereinigten Belgier und Engländer in Verbindung mit den in Holland freigewordenen Truppen gegen Osten ab, die anderen stoßen gegen die Kanalküste, um den Feind auch hier zu umzingeln und einzukreisen.

Einzukreisen! Das Wort wird in den Gesprächen immer häufiger. Wenn diese Einkreisung gelänge ... es wäre der gewaltigste, der herrlichste Sieg aller Zeiten.

Noch nie werden Radiomeldungen mit solcher Spannung erwartet, das Geklapper der Teller und Löffel in den Restaurants hört auf, sobald die Fanfaren der Sondermeldungen erklingen. Und sie erklingen immer häufiger.

Immer deutlicher zeichnen sich die Umrisse der Schlacht dort oben an Frankreichs Küste ab. Immer deutlicher wird es, daß die vereinigten Armeen der Feindmächte in eine furchtbare Zange genommen werden, aus der es kein Entrinnen gibt.

Den einen Flügel dieser Zange bilden die Panzerdivisionen, die in ungeheuerlichen Eilmärschen gegen den Kanal vorstoßen, um von dort den Engländern den Rückzug abzuschneiden.

Aber die Engländer haben schon etwas gemerkt. Der Begriff der Einkreisung an sich ist ihnen ja nicht fremd, gedachten sie doch, ein ganzes Volk, unser Volk, durch erbarmungslosen Hunger einzukreisen.

Nun sind sie selbst eingekreist, aber von der Schärfe des deutschen Schwertes.

Immer näher rücken ihnen die deutschen Panzer auf die Fronten. Schon donnert hie und da gefährlicher Geschützlärm auf. Es wird bald soweit sein, denken die Briten, bald soweit, daß wir wieder über den Kanal schwimmen werden, sicher ist sicher.

Es wird bald soweit sein, denken auch die deutschen Panzermänner, bald soweit, daß wir den verfluchten Seeräubern mitten ins Herz stoßen können. Dann sollen sie auseinanderfahren wie ein Volk Hühner, in das der Habicht stürzt.

Denn die deutschen Panzermänner haben nichts vergessen. Sie wissen, daß der Hunger und das Elend die bedrohen würde, die sie zurückließen, ihre Mütter, ihre Bräute, ihre Väter, ihre Kinder, und daß es auf sie ankommt und nur auf sie, hier den plutokratischen Mächten zu zeigen, was deutsches Schwert und deutsche Faust vermag, vom deutschen Mute ganz zu schweigen.

Deshalb greifen sie an.

Aber der Engländer wartet nicht lange und wehrt sich nicht lange. Er läßt alles stehen und liegen, er flieht. Zunächst flieht er, weil er glaubt, er könne die rettende Küste noch erreichen.

Die rettende Küste. Du lieber Himmel! Wenn die Briten die Tragödie vorher geahnt hätten, dann wären sie nicht so gelaufen, zu ihrer Vernichtung wären sie auch Tage später noch immer rechtzeitig gekommen.

Seltsam ist es, wenn die Panzermänner völlig intakte britische Wagen finden, zu Dutzenden, zu Hunderten. Die Briten sind ausgestiegen und zu Fuß gelaufen. Sie haben die Fassung und die Haltung und die Nerven verloren. Sie lassen die Fahrzeuge stehen und fliehen tatsächlich zu Fuß.

Und dieses Volk erklärte dem tapfersten Soldatenvolk Europas den Krieg. Manchmal ist es unfaßbar.

Sachlich, soldatisch und knapp schildert Oberstleutnant Dr. Hesse vom Oberkommando der Wehrmacht diese gigantischste Einkreisung aller Zeiten, gegen die selbst die größten Schlachten der Weltgeschichte verblassen.

„Gestern", berichtet Oberstleutnant Dr. Hesse, „war ich Zeuge der Einnahme von Gent und der damit verbundenen Kapitulation von etwa 5000 Belgiern. Heute stand ich in Valenciennes an der Seite des tapferen Regimentskommandeurs, der mit seiner Truppe zum Übergang über die Schelde angesetzt war. Wir schreiben den 16. Tag der großen Operation. Sie hat einen über alles Erwarten glänzenden Verlauf ge-

nommen. Wir stehen nicht nur an vielen Punkten, an denen unser Vormarsch im Weltkrieg zum Halten kam, und um die erbittert gekämpft wurde, sondern wir sind weit darüber hinaus vorgestoßen. Es ist uns gelungen, ein feindliches Heer, das sich aus zahlreichen französischen Elitedivisionen, dem englischen Festlandheer und der Masse der belgischen Armee zusammensetzt, einzuschließen. Der Ring wird seit Tagen enger. Wir sind im Besitz der wichtigsten französischen Kanalhäfen. Es werden bereits große Gefangenenzahlen gemeldet.

Die Lage im großen ist durch zwei weitere Momente gekennzeichnet: wir stehen jenseits des Chemin des Dames, d. h. am Aisne-Kanal, und im weiteren an der Aisne mit St. Quentin und Laon im Rücken. Schließlich ist der Anschluß an die deutsche Westwall-Linie durch Vorverlegung unserer Stellungen bei Sedan hergestellt worden.

Legt man diese wenigen Tatsachen zugrunde, so läßt sich folgendes feststellen:

1. Der deutschen Führung ist gelungen, was nach bisheriger Auffassung fast aller militärischer Fachleute fremder Armeen für nicht möglich gehalten wurde: der Durchbruch durch ein modernes Stellungssystem. Die Bedeutung dieses militärischen Erfolges ist insofern noch besonders, als es sich in Belgien um eine Verbindung von künstlichen und natürlichen Verteidigungslinien handelte.

Aber auch wer Gelegenheit gehabt hat, wie ich, in den letzten Tagen bei Gent, Valenciennes und weiter südlich den Nordflügel der Maginotlinie kennenzulernen, ist überrascht, daß ihre Bezwingung in einer derartig kurzen Zeit, oft in wenigen Stunden, durchgeführt werden konnte. Infanteristen und Pioniere können in Verbindung mit einer Reihe neuer Waffen den Ruhm dieser an vielen Stellen wiederholten Waffentat für sich in Anspruch nehmen.

2. War man bisher allgemein der Auffassung, daß es in einem kommenden Kriege nicht mehr zu einer Operation im alten Sinne, d. h. zu einer Schlacht im freien Felde kommen

würde, so ist auch in dieser Hinsicht eine Überraschung zu verzeichnen.

Feldherrenkunst hat es zuwege gebracht, die Masse des französisch-englisch-belgischen Feldheeres zum Kampf zu stellen. Es ist dies in einer unerhört kühnen Operation, die wohl immer in der Kriegsgeschichte zu den glänzendsten gerechnet werden muß, gelungen. Wir verzeichnen nicht nur die Tatsache, daß sich der Gegner unter ungünstigen Verhältnissen zum Kampf stellen muß, d. h. nicht in ständigen Befestigungen einnistet, sondern wir sehen ihn auf allen drei Seiten umschlossen und mit dem Meer im Rücken. Er befindet sich in einem Viereck, das schon heute als das größte Schlachtfeld des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden kann.

3. Dem Durchbruch in der Mitte und damit dem Wirksamwerden starker Kräfte, insbesondere von schnellen Truppen, insbesondere die Operation im Norden, ist größte Bedeutung beizulegen. Bei der Inbesitznahme der Sommelinie bis zum Meere und dem Vorstoß auf Boulogne und Calais handelt es sich hierbei um die Vorführung starker Teile des deutschen Heeres. Der Stoß zielt sowohl in die Südflanke der im westlichen Belgien und nördlichen Frankreich, also etwa im Raum um Lille stehenden Kräfte, als auch auf die Zerreißung der rückwärtigen Verbindungen.

4. Die Verbindung dieser Feindkräfte mit dem Zentrum von Paris kann als aufgehoben gelten. Es ist aber auch die Versorgung der britischen Truppen von ihrem Mutterland auf das schwerste gestört. Die deutsche Luftwaffe übernimmt gewissermaßen die Einschließung der vierten Seite. Ihre ständig wiederholten Angriffe auf die Kanalhäfen, die englischen und französischen Kriegsschiffe und Transporter lassen sowohl eine nennenswerte Verstärkung der britischen Feldarmee wie eine evtl. Verschiebung über See als schwer möglich erscheinen.

5. Die deutsche Operation ist ihrerseits nach der linken Flanke sowohl durch starke Heeresteile als auch durch ausgezeichnete natürliche Hindernisse, man denke nur an den Aisnekanal oder die Aisne selbst, geschützt.

6. Der in unermüdlichen Märschen vorwärtseilenden Infanterie ist es überall gelungen, auf die Höhe der Panzerwaffe zu kommen.

7. Um so erstaunlicher ist es, daß man, wenn man etwa von Köln oder Bonn oder Koblenz auf einer der großen nach Belgien und Luxemburg und weiter nach Frankreich hineinführenden Straßen mit dem Auto vorwärtsfährt, überall noch nicht im Kampf befindliche Divisionen trifft.

Diese Feststellung beleuchtet die außerordentliche Stärke der jetzigen deutschen Operation.

8. Immer wieder muß ausgesprochen werden, mit welcher außerordentlichen Vernunft der Einsatz im großen wie im kleinen geschieht. Man will, soweit man es irgend kann, unnütze Blutopfer sparen. Man hat dies auch so gut wie überall erreicht. Unsere Verluste betragen einen Bruchteil dessen, was wir 1914 verloren haben.

9. Um so schwerer wiegen die Verluste unserer Gegner. Sie haben sowohl an Toten und Verwundeten große Einbuße zu verzeichnen, wie andererseits Verluste an Gefangenen.

10. Große Beachtung verdient auch die außerordentliche materielle Einbuße des Feindes. Von der Maas an westlich findet man überall liegengebliebene kleinere und größere Geschütze, hunderte von kleinen, mittleren und schweren Kampfwagen, ungezählte Autos aller Art und Flugzeuge.

11. Die in den Wehrmachtsberichten mitgeteilten Zahlen über eigene und feindliche Flugzeugverluste lassen unzweideutig die gewaltige Überlegenheit der deutschen Luftwaffe erkennen.

Der Staffelführer eines Jagdgeschwaders sagte mir gestern, es erscheine ihm beinahe unnötig aufzusteigen, da er ja doch keine Gegner fände. Wenn es hier und da dennoch feindlichen Bombern, Jägern oder Aufklärern gelingt, über unsere Linie vorzustoßen, so erklärt sich dies aus der Eigenart des Kampfes im Luftraum. Man kann nicht überall sein, und vor allem läßt sich auch bei Nacht der Luftraum nicht völlig überwachen. Überall in der Truppe hört man ein uneingeschränktes Lob über die

deutsche Luftwaffe und ihren vorbildlichen Einsatz für den Landerfolg.

12. Ein besonderes Wort verdient der deutsche Nachschub. Rechnete man auf der Seite unserer Gegner damit, daß die großen Zerstörungen an Straßen, Bahnen und Brücken den deutschen Vormarsch wesentlich aufhalten und vor allem die Versorgung dieses weit nach Frankreich hineinstoßenden Heeres unmöglich machen könnten, so hat man sich darin völlig getäuscht. Alle Truppen, auch die der vordersten Linie, sind zur Zeit ausgezeichnet mit Munition, Kampfmitteln aller Art, Verpflegung und insbesondere auch mit Treibstoff versorgt. Zahllose motorisierte Kolonnen und auch die Transportmittel der Luftwaffe sorgen für den Nachschub. Der Arbeitsdienst ist mit seinen vorderen Abteilungen bis dicht hinter die deutsche Front gezogen. Die Organisation Todt schafft rührig überall an Straßen und Brücken. Eisenbahntruppen sind an der Ausbesserung der zerstörten Bahnlinien tätig.

Die Lage am sechzehnten Tag der großen Operation kann somit als ausgezeichnet für die deutsche Führung angesehen werden. Sie hat das Heft in der Hand. Sie verfügt über ein gewaltiges, erst zum geringen Teil eingesetztes Instrument. Und sie verfügt über das Wichtigste, sie hat ebenso, wie jeder letzte Soldat, den durch nichts zu erschütternden Willen zum Sieg."

Die gewaltige, graue Panzerkolonne rattert auf dem Nachtmarsch durch die französische Landschaft, die sich hügelig neben der Straße ausbreitet.

Sie haben die Luken auf und schauen aus den Türmen. Blicken über das schöne weite Land und denken dennoch an die Heimat. Vielleicht ist dort, wo die deutschen Soldaten zu Hause sind, der Boden karger und das Klima rauher, aber in dieser wundervollen Nacht verspüren sie es dennoch alle, wie köstlich es ist, Deutscher zu sein, und wie sehr sie alle ihre Heimat tief im Herzen lieben.

Das Tempo wird vermindert. Was ist los? Kein Schuß ist an der Spitze gefallen. Erstaunt blicken sie alle nach vorn. Auch die Fahrer suchen angestrengt durch die Sehschlitze den Grund der langsamen Fahrt festzustellen.

„Was ist los?", fragen sie nach oben, denn der Mann im Turm hat ja die bessere Übersicht.

Und da, als sie um einen kleinen Hügelhang herumbiegen, sehen es alle.

Vorn fährt der Führerwagen. Steil aufgerichtet steht der Oberleutnant im Turm. Er hat die Hand an die Mütze gelegt. Blickt unbeweglich nach rechts, während der Wagen langsam weiterfährt.

Denn rechts, vom Vollmond hell beschienen, liegt ein gewaltiges Gräberfeld, ein Totenacker aus dem Weltkrieg. Bis an den fernen Horizont ziehen sich die Kreuze.

Dem Oberleutnant tun es die anderen gleich. Überall fliegen in den Türmen die Hände an die Kopfbedeckung.

Es ist ein feierliches Bild. Die gewaltige Kolonne der Lebenden grüßt die unendlichen Reihen der Toten.

Sterben und Auferstehung zugleich. Denn sind es nicht dieselben, die hier daherkommen, um für Deutschland zu streiten, oder, wenn es sein muß, für das Vaterland zu sterben?

Taten nicht jene ihre Pflicht wie diese und diese wie jene?

Die Fragen der Fahrer sind verstummt. Auch sie schweigen und sehen im Geiste die Kolonnen der Toten, die ausgerichtet Spalier neben ihren Fahrzeugen stehen.

Es weht ein östlicher Wind. Hinter den Kolonnen ziehen Wolkengeschwader über den vollen Mond und verdunkeln sein Licht. Es sieht aus, als ritten unsichtbare Heere in den Lüften mit den deutschen Soldaten, um wie einst das Vaterland zu schützen.

Dann hat die Spitze das Ende des Heldenfriedhofes erreicht. In voller Fahrt donnern die Wagen weiter nach Frankreich hinein.

Unheimlich ruhig ist es, als die Spitze das Dorf sichert. Zu ruhig, denn sie haben damit schon ihre Erfahrungen.

Und richtig. Kaum sind die ersten Wagen in der Nähe einer Scheune, die dicht am Wegrand liegt, ist die Überraschung auch schon da. Es kracht von allen Seiten. Dann orgelt der Feuerstoß der Panzer gegen das Dorf. Minuten später lodern die ersten Brände zum Himmel. Gestalten wollen aus den brennenden Häusern entwetzen. Im Flammenschein sehen sie es ganz deutlich: es sind Neger. Es wimmelt von Schwarzen in diesem Dorf.

Voller Zorn sind die Gesichter der deutschen Soldaten in diesem Augenblick. Das also sind die Vertreter der großen französischen Nation, Kerle aus dem dunkelsten Afrika mit fürchterlichen Gesichtern! Sie recken die Arme in die Luft, aber kaum ist der Panzer vorüber, greifen sie schon wieder zu den Waffen, um heimtückisch weiterzuschießen.

Die Panzer wissen, was sie zu tun haben. Sie zerkrachen Haus um Haus, Pardon wird nicht gegeben, wie auch von den anderen kein Pardon gegeben worden wäre, wenn ...

Um dieses „Wenn" handelt es sich. Dieses „Wenn" ist Deutschland Gott sei Dank erspart geblieben.

Vor dem ersten Panzer liegt ein Schwarzer. Anscheinend verwundet. Der schwere Kampfwagen donnert unmittelbar auf ihn zu. Der Neger rührt sich nicht. Schon denkt der Fahrer blitzschnell daran, auszuweichen, da springen aus dem Dunkel der Hecken zwei, drei Schwarze, halten geballte Ladungen in den Händen, wollen den deutschen Panzer ganz nahe herankommen lassen. Aber sie haben nicht mit der Kunst des Fahrers gerechnet. Blitzschnell biegt der Wagen zur Seite, erfaßt mit seinen Raupen den ersten, den zweiten und auch noch den dritten, der fliehen will. Der Lärm des Motors übertönt das, was dann noch folgt. Nur der Fahrer lächelt grimmig ...

Der neue deutsche Angriff beginnt ...

Die Franzosen weichen in aufgelösten Scharen weiter und weiter hinter die Sambre zurück. Die dichten Wälder hinter dem Fluß scheinen ihnen genügend Schutz zu bieten, um sich zu erneutem Widerstand zu sammeln.

Es hat den Anschein, als ob der ganze Wald nur so von französischen Truppenmassen wimmelt. Alle Waffengattungen sind vertreten. An den Waldrändern können deutsche Luferkundungen französische Artillerie aller Kaliber feststellen. Auf den Anmarschwegen rückwärts in die Wälder hinein stehen starke französische Reserven bereit. Viele frische Regimenter sind bereits in dem dichten Unterholz verschwunden. Wahrscheinlich wird Hals über Kopf geschanzt, werden die berühmten französischen Waldblockhäuser, die sich als Widerstandsnester schon im Weltkriege bewährt haben, hastig zusammengeschlagen und bestückt. Das Waldgelände verbirgt fast jede Bewegung des Gegners. Die deutsche Armeeführung weiß, daß in diesem schwierigen Gelände buchstäblich um jeden Fußbreit Boden gerungen werden muß, aber sie weiß auch, von wie ungeheurem Werte hier die Panzer sind.

Als der Morgen graut, beginnt in breiter Front der deutsche Angriff. Die Dörfer, die von der deutschen Artillerie noch nicht in Schutt und Asche gelegt sind, beginnen aus zahllosen Rohren gegen die Deutschen Feuer zu speien. Jeder Fußbreit Boden muß erkämpft werden. Schon steigen überall gewaltige Fackeln der brennenden Häuser himmelan, aber dennoch kämpft der Gegner mit dem Mute der Verzweiflung. Als die ersten deutschen Panzer gegen die Dörfer vorgehen, prasselt ihnen geradezu ein infernalischer Geschoßregen entgegen. Im Kampfwagen hört es sich an, als hagele es. Weiter nach Norden stellen die Stoßtruppioniere Minenfelder fest, die deutschen Panzer müssen sich also einen anderen Weg suchen, um weiter vorstoßen zu können. Sie gehen in direktem Angriff gegen die brennenden Dörfer vor.

Es sieht phantastisch aus, wenn so ein ungefüger grauer Koloß die an den Dorfeingängen lichterloh brennenden Barrikaden und Hindernisse feuersprühend durchfährt. Aber man spürt es deutlich, es gibt bald Luft für die an beiden Seiten der Straßen den Wald zu Fuß durchkämmenden Kameraden der Kradschützenabteilungen.

Immer wieder erhalten die Deutschen schweres Feuer. Man kann die Stellungen des Feindes fast nie erkennen, so gut

sind sie getarnt. Aber die deutsche Artillerie läßt nicht locker. Immer wieder werden ihr oft unter rücksichtslosem Einsatz der Männer der B-Stellen die versteckten Bunker des Feindes so haargenau gemeldet, daß die Artillerie oft in direktem Schuß die gefährlichen Widerstandsnester erledigen kann.

Mit steigender Sonne entwickelt sich die Schlacht. Man spürt es in allen Knochen. Es wird brühend heiß werden. Immer lauter und härter wird der Donner der deutschen schweren Haubitzen, manchmal hat man das Gefühl, als wanke die Erde. Ein ununterbrochenes Rollen und Grollen dröhnt in den Ohren, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann.

Weiter südlich lärmen die Panzergeschütze, und deutlich kann man den kurzen, harten und durchdringenden Aufschlag der Paks unterscheiden.

Unheimlich stark wird jetzt auch das Knattern der Maschinengewehre, allerdings werden die feindlichen MGs vom Gerassel der deutschen einfach zugedeckt.

Das Panzerregiment, das hier in Bereitschaft steht und dessen erste Formationen nunmehr angreifen, hat die Tradition des Reiterregiments „Großer Kurfürst".

Es ist ein phantastisches Bild, zu sehen, wie die Panzerkampfwagen angreifen. Wie ein Keil stoßen sie in die feindliche Linie. Bleibt irgendwo einer der Wagen stehen, schon flankieren ihn zwei andere.

Hier und da gerät der Angriff ins Stocken. An einzelnen Stellen schießt die französische Artillerie ausgezeichnet.

Über der Landschaft steht eine ganze Wolke von Rauch. Gedröhn ... Gebrüll ... Geschrei ... Lärm, jetzt brechen drüben die Stoßtrupps der Infanterie vor, noch immer aber fahren vorn die Kampfwagen Angriff auf Angriff.

Da entsteht am Waldrand, dort wo ein halbes Dutzend zerschossener Baumstümpfe stehen, eine starke Bewegung. Irgend etwas ist da los, das sieht man sofort. Und richtig, der Feind setzt seine stärksten Waffen ein. Eine Anzahl seiner dicken 32-t-Panzer brechen aus dem zerstörten Wald hervor.

Unheimlich sieht das aus, wie die Kolosse die deutschen Panzer angehen. Aber es hilft ihnen nichts. Obwohl die Deutschen bei weitem unterlegen sind, saugen sie sich förmlich an den Ungeheuern fest.

Jetzt hat man wirklich das Gefühl, daß die Panzerregimenter mit den Reiterregimentern verwandt sind. Bei so einem Einzelkampf Panzer gegen Panzer sieht es aus, als ritten riesige gepanzerte Rosse gegeneinander. Der Tag ist heiß. Die ersten Verluste sind da. Auch von den deutschen Panzerwagen fällt mancher aus, und die Seele manches vom Feinde zu Tode getroffenen deutschen Soldaten entflieht der tobenden Schlacht ...

Unerhörte Leistungen werden vollbracht. Das Panzerregiment setzt aufs neue mit einem Elan gegen die Franzosen an, der beispiellos ist. Wie eine gewaltige eiserne Lawine rollt der Angriff vor, es ist, als ergösse sich eine stählerne Sturzflut über die Reste des Waldes und die Trümmer der französischen Armee, die hier buchstäblich bis zum letzten Mann ficht.

Ein großer Teil der Panzer fährt jetzt zurück, aber der gefährlichste Widerstand ist auch schon gebrochen. Die Panzer brauchen neue Munition, viele haben sich bis zur letzten Granate verschossen. Über Stock und Stein geht die Fahrt, um neue Munition zu erhalten, viele klappen die Luken auf, nur vorwärts, und dann wieder zurück und hinein in die Schlacht.

Indessen aber halten die Kradschützen die Stellung. Es ereignet sich kein feindlicher Ausfall mehr, nur die französischen Maschinengewehrnester und die zahlreichen Baumschützen müssen noch erledigt werden.

Da kommen schon die ersten Panzer zurück, vollgeladen mit Munition rasen sie wie feuerspeiende Festungen erneut gegen den Wald. Mit ihnen stürzen jetzt die Infanteristen und die Pioniere vor. Manche Panzerführer haben die Luken geöffnet und schauen heraus, sie befehlen den Infanteristen, die im wilden Kampfeseifer zum Teil auf die Panzer gesprungen sind, um schneller vorwärts zu kommen, wieder abzuspringen. Die Infanteristen murren, die Lust des Jägers hat sie gepackt, vorwärts

wollen sie, nur vorwärts. Aber die Panzermänner haben recht, bei weiterem schnellen Vorstoß ziehen die Panzer unweigerlich das konzentrierte feindliche Feuer auf sich, dann wäre das Leben der Infanteristen auf den Panzern in höchster Gefahr. Deutsche Soldatenleben aber gelten viel in diesem Krieg. Kein einziges darf nutzlos geopfert werden.

Um die Mittagszeit ist es am heißesten. Am heißesten aber tobt auch hier um die Mittagszeit die neu entbrennende Schlacht, denn der Gegner hat sich abermals festgesetzt.

Jetzt haben sich die Abschüsse und Einschüsse der schweren Artillerie zu einem einzigen donnernden Chor vereinigt. Die Luft wird zerrissen von zehntausend Geschossen, die gegen den Feind fliegen, rauschend und jaulend schließt sich hinter der rasenden Bahn der Granate die Luftlücke. Die deutschen Soldaten ducken sich längst nicht mehr, wenn so ein feuerspeiender, schreiender eiserner Teufel zu ihren Häupten dahinjagt, es ist ihnen auch gleich, ob die Infanterie- und Maschinengewehrkugeln sie umsprühen wie Regentropfen. Sie haben sich irgendwo in das Gelände gekrallt, stecken die Köpfe über das Stück Erde vor sich oder den Feldstein, der ihnen notdürftigen Schutz bietet und warten. Sie warten auf den Befehl zum Angriff. Aber, es ist wie verhext; nach dem sie nun soweit vorgegangen sind, will der neuerliche Angriffsbefehl nicht kommen. Und der Feind hat Zeit, sich wieder festzusetzen.

So denken sie, aber es ist gut, daß der einzelne Soldat nicht in solchen grundsätzlichen Fällen nach eigenem Gutdünken handeln kann, denn die Offiziere der Division hatten aus den zahllosen Meldungen längst erkannt, was notwendig war.

Und deshalb mußte der Infanterist und der Pionier und mußten hier auch die Kradschützen zähneknirschend warten, obwohl das feindliche Feuer von Sekunde zu Sekunde stärker wurde, und obwohl die Sonne ihren heißesten Strahlensegen auf die dürre ausgetrocknete Erde sandte.

Drüben nämlich, kilometerweit nach Norden, hatte der Feind versucht, mit seinen 32-t-Giganten den Durchbruch zu erzwingen.

Es ist klar, daß gegen den Sturm dieser Elefanten der Schlacht im ersten Augenblick nur ein Kraut gewachsen ist; die Panzerjäger.

Und die Panzerjäger waren auf dem Posten.

Panzerjäger sind Soldaten, die nicht nur das Herz, sondern auch die Nerven auf dem rechten Fleck haben müssen.

Sie warten. Warten eisern, bis sich die Ungetüme, ihre gefährlichsten Feinde, heranschieben.

Sie sehen sie genau oder ihre B-Stelle hat ihnen längst den Angriff berichtet, und nun warten sie, daß sie kommen.

Ist der Panzerfeindliche oder die Panzergruppe auf eine gewisse Entfernung herangerückt, dann kommt der erlösende Befehl: „Feuer frei!".

Der Kommandeur hat die Zähne zusammengepreßt, aber er hat die Augen weit offen. Er ist ein guter Jäger, nicht nur ein guter Panzerjäger, er weiß, wann er dem Wild den Blattschuß anträgt ... aber er schweigt noch immer.

Der Panzerschütze möchte sich umdrehen, er hat das Gefühl, daß er sich umdrehen müsse, aber dabei muß er den Panzer aus den Augen lassen, den Panzer, der näher und näher kommt. Wie ein Riese aus den Tagen der Urzeit bricht er durch den Wald, seine Nase richtet er genau auf das Geschütz, hinter dem die Mannschaft schweigend kauert ...

Fünfhundert, vierhundert, dreihundert ..., dem Schützen perlt der Schweiß leicht über die Stirn. In dieser Sekunde lächelt der Kommandeur, wahrhaftig, er lächelt, und dann gibt er das Feuer frei.

Es war eine Sache von Sekunden, was sich jetzt abspielte; es prasselte und knackte dumpf, und der Lärm des fernen Kampfes wurde übertönt.

Die Panzer stoppten. Es war, als hätte sie plötzlich eine Faust gepackt und ihnen Halt geboten, so plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Jetzt blitzte es auch bei den anderen auf. Dieser und jener Koloß versuchte noch schwerfällig zu wenden, aber da saß ihm das

Geschoß schon im Laufwerk, zerriß die Kette und nun begann die Tragödie.

Es platzte und splitterte und krachte auf die Kolosse hernieder, als sei der jüngste Tag gekommen. Zehn Minuten vielleicht oder weniger, wer will die Zeit in diesem Falle so genau messen, standen sie wie im Mittelpunkt der Hölle, dann wurden die Luken aufgestoßen.

Die Besatzungen kamen heraus, in den Händen weiße Lappen; vielen lief Blut über das schneeweiße, angstbleiche Gesicht, sie stürzten wie taumelnd zur Erde, als versagten ihnen die Beine den Dienst, sie schrien etwas, irgend etwas, man sah, wie sie den Mund öffneten; hier stürzt einer und dort.

Bei zwei Geschützen schweigt das Feuer, nur drei Panzer antworten noch, aber auch sie sind sichtbar schwer angeschlagen.

In weiteren zwanzig Minuten ist alles vorbei. Auch die drei, vier letzten Riesen liegen hilflos fest, auch ihre Besatzungen steigen aus, soweit sie nicht den Tod gefunden haben.

Die Deutschen schicken die Gefangenen nach hinten. Sie bleiben in Stellung, die hungrigen Rohre der kleinen Geschütze sind wieder mit frischer Ladung feindwärts gerichtet. Mag doch da kommen, wer will, ja, man sieht es ihnen an, daß sie jetzt angesteckt von der Hitze des Kampfes, nur darauf warten, daß noch mehr kommen, wer da kommt, ist ganz gleich, und wenn es der Teufel persönlich wäre.

Aber weder ein Franzose noch der Teufel kommt. Sie können sich den Schweiß von den Stirnen wischen und kräftig fluchen oder sonst etwas tun, was ihnen gerade behagt, sie haben ihre Pflicht getan, mehr als ihre Pflicht, das wird ihnen jeder bescheinigen, der etwas von Soldatentum und Einsatzbereitschaft versteht.

Der Kommandeur raucht eine Zigarette. Er blickt schon wieder auf die Karte. Denn nun, das weiß er gewiß, wird es ja nicht mehr lange dauern, dann geht es los. Wieder vor. Wieder weiter vor, wieder nach vorn . . .

Und das ist es, was jetzt das Wichtigste ist — erst recht für die Panzerjäger.

Der Kommandeur hat die stolze Meldung nach hinten gegeben, wenn man diesen von Geschossen umschwirrten Gefechtsstand der Division als „hinten" bezeichnen kann.

„Panzerangriff abgeschlagen. Sämtliche angreifenden Panzer sind vernichtet. Keine eigenen Verluste."

Das ist eine Meldung! Der Divisionskommandeur lächelt, als er sie erhält. Er weiß, was das für ein Mann ist, der sie gegeben hat.

Und nun gehen die Befehle wieder hinaus. Der Flankenangriff der schweren Panzer ist abgeschlagen, die Flanke ist wieder geschützt und frei.

Die Infanteristen atmen auf. Und die Pioniere atmen auf, und erst recht die abgesessenen Kradschützen.

Es geht wieder vorwärts. Der tote Punkt ist überwunden. Der tote Punkt, der im Weltkriege vier Jahre nicht überwunden werden konnte, obwohl die Infanteristen mit den Zähnen knirschten und schweigend ihr Leben gaben.

Der tote Punkt — der Stellungskrieg!

Es geht wieder vor! Hier springen bereits die ersten und dort, drüben gehen die Pionierstoßtrupps die ersten feindlichen Bunker an, die so gut getarnt sind, daß man sie wer weiß wie weit hinten vermutet hat, dabei knallen sie ganz aus der Nähe.

Die Sonne läßt bereits nach. Die späten Nachmittagsstunden sind da. Und der Ausgang des mehrere kilometerlangen Waldstückes ist erreicht.

Sie glauben alle, die hier todesmutig vorgehen, daß nun das Schlimmste überstanden sei. Aber dieser Krieg bringt oft von Minute zu Minute neue Situationen und erfordert deshalb von Minute zu Minute auch neue und blitzschnelle Entschlüsse. Entschlüsse, die oft waghalsig sind, die aber der Mut geboren hat. Und nur dem Mutigen gehört die Welt, das ist die Parole nicht nur dieser Division in diesem Krieg, das ist Parole aller.

Kaum liegt der Wald hinter den Deutschen, beginnt das Feuer des Feindes abermals. Es rollt und geigt und pfeift und rauscht und zischt und tobt dahin, als wäre alles, was bisher an

dieſem Tage ſchon war, nur ſchwaches Vorſpiel geweſen, nur kleines Konzert vor dem großen Orcheſter.

Es hilft nichts. Es hilft beim beſten Willen und bei allem Todesmut nichts. Die deutſche Infanterie liegt abermals feſt. Und die Pioniere kommen nicht heran, denn jedes einzelne dieſer Häuſer da vor ihnen iſt eine gepanzerte Feſtung, die einen Orkan von Feuer von ſich gibt.

Der Durchſtoß durch das Dorf, der erzwungen werden muß, um der Diviſion den Weg zu bahnen, iſt ſo nicht möglich. So nicht, aber vielleicht anders.

Ganz anders! Denn er muß erzwungen werden, nicht: koſte er, was er wolle, ſondern mit den geeigneten Mitteln. Menſchenleben ſind koſtbar in dieſem Krieg, und die Führung ſchont jeden einzelnen, ſolange es nur irgend geht. Deutſchland braucht lebendige Soldaten auch nach dem Kriege. Und die, die hier liegen, ſind die beſten, ſind allerbeſtes Menſchenmaterial, deshalb ſind ſie das wertvollſte Gut des ganzen Volkes.

Die Infanterie liegt wieder feſt. Hinter den zerſtörten Hausmauern tauchen wieder ihre ärgſten Feinde auf, Panzer. Schwerſte Panzer recken ihre Kanonen drohend auf die Linien, die ſich blitzſchnell einzugraben beginnen.

Wo ſind die Paks?

Die Pak nach vorn!

Da kommen ſie ſchon. Mit einer unheimlichen Geſchwindigkeit preſchen ſie vor.

Es iſt allerhöchſte Zeit. Schon ſtoßen die feindlichen Tanks vor. Aber es ſcheint, als ob ſie dem Frieden nicht trauen, ihre Fahrgeſchwindigkeit iſt noch geringer als ſonſt.

Die deutſche Artillerie ſchießt zu weit. Die Infanteriſten fluchen, die Panzer kommen immer näher ...

Die Männer preſſen die Zähne aufeinander ... ſollen ſie ſich hier niederwalzen laſſen? Weshalb?

Aber ſie brauchen nicht mehr zu fragen. Ehe noch die Pak den erſten Schuß abgeben kann, dröhnt es in den Lüften.

Was das bedeutet, weiß jeder deutſche Soldat. Und auch jeder Franzoſe.

Zerstörter feindlicher Kampfwagen

Ein stummer Zeuge für die große Niederlage der Franzosen auf der Lorettohöhe

Der deutsche General hat sich zum Einsatz von Stukas entschlossen.

Stukas! Welch ein Wort! Ein Wort, das in den Herzen der Deutschen, wo immer auch die Maschinen mit ihrer gefährlichen Last auftauchen, spontanen Jubel auslöst, ein Wort, das dem Feind ins Genick und in die Knochen fährt.

Stukas! Deutsche Stukas! Bahnbrecher für alle Waffen. Zertrümmerer des Feindwiderstandes, wo immer er sich zeigt.

Stukas! Helden der Luft. Treueste Kameraden der Infanterie und der Panzer! Jawohl, der Panzer, wir wissen es von Namur!

Rückzugsbefehl! Die Pak, noch ehe sie zum Einsatz kam, muß zurück, die Infanteristen müssen zurück ... noch immer sieht man die grauen Ungeheuer in der Ferne, nur in der Ferne. Sie wissen anscheinend nicht, was die Deutschen vorhaben, deshalb zögern sie.

Denn wenn sie es wüßten, würden sie nicht mehr zögern, sie würden auch nicht angreifen, sie würden, wie wohl tausendmal in diesem Krieg, fliehen, regellos fliehen, denn es gibt gegen die deutschen Stukas keinen Widerstand und keine Waffe, auch keine schwersten französischen Panzer.

Da kommen sie schon ... wie ein Fanal lohen die ungeheuren Qualmwolken des brennenden Dorfes, die Rauchfahne weist auf Kilometer den Weg.

Jetzt hat der Franzose begriffen, um was es geht. Eben noch sprangen hier und dort ein paar Gruppen, jetzt ist alles ruhig, niemand bewegt sich drüben, nur die Flak schießt Feuerstrahlen über Feuerstrahlen nach oben, gegen die Todesvögel, die in elegantem Bogen das Dorf erst umkreisen und dann mit ihrer fürchterlichen Last wie Adler herunterstoßen. Es sieht alles so leicht und einfach aus, so leicht und einfach.

Aber tausendfach lauert überall der Tod.

Krachend zerreißt die Luft vom Einschlag der Bomben, himmelhoch spritzen Dreck und Erde und Mauertrümmer in die Luft, ganze Kaskaden von Staub fallen wieder herab, wie gewaltige Geiser springen die Einschläge auf.

Die Flak knallt heraus, was aus den Rohren will. Aber sie treffen nicht einen. Die Stukas ziehen davon, wie sie kamen. Und die Infanteristen heben wieder die Köpfe.

Sie fassen die Knarren fester und fühlen nach den Handgranaten. Denn nun wird es nicht mehr lange dauern!

Es dauert nicht mehr lange.

Als der Befehl zum Angriff kommt, gibt es kein Halten mehr. Sie arbeiten sich nicht mehr einzeln vor, ganze Reihen erheben sich, in ganzen Schwärmen fliegen die Handgranaten nach vorn ... hier und da wird der Widerstand schon mit dem Bajonett gebrochen, da drüben flieht der Feind ... hier auch, nur in der Mitte verteidigt er sich noch zähe. Dem deutschen Ansturm ist er nicht gewachsen. Wer konnte ihm von allen Armeen der Erde wohl gewachsen sein?

Wenn sich die Infanterie erhebt, ist es, als würde die ganze graue Erde lebendig. Wie eine Woge branden sie vor, wie eine gewaltige Völkerwoge, gegen die es keinen Widerstand gibt.

Heldentaten ohnegleichen werden verrichtet. Immer noch wird um die Mitte des Dorfes gekämpft. Jeder Franzose muß einzeln aus seinem Loch geholt werden. Selbst aus den verschütteten Kellerluken schießen sie noch.

„Wie im Weltkrieg!" schreit ein graubärtiger Offizier und wirft die Handgranate mit einer solchen Treffsicherheit in eine dieser feuerspeienden Schießscharten, daß sein Feldwebel, dem das Blut von einem Streifschuß über die Hand läuft, laut „Bravo" ruft.

Aber der Hauptmann hört das nicht, das Gebrüll der Einschläge, das Knattern der MG und das Hurra der Stürmenden verschlingt jedes Wort.

Jetzt sind sie auch hier durch. Überall zeigen sich weiße Lappen, alles, was graublau ist, hält die Hände empor.

Die deutschen Infanteristen stoßen weiter, immer weiter und nun werden sie auch von den kurzen harten Schüssen der Panzerjäger flankiert, denn der Feind versucht noch einmal, zum letztenmal an diesem heißen Tage, die Reste seiner Panzer gegen die deutsche Division anzusetzen.

Die Panzerjäger wissen zu zielen.

Als der Abend niedersinkt, kann man das Schlachtfeld übersehen, denn der Franzose wendet sich überall zu wilder Flucht. Hinter ihnen sind die Panzer. Und wo die Panzer hinter dem Feind sind, ist der Feind bald nicht mehr, denn die Panzer sind schneller. Und härter.

Vierzig feindliche Panzer blieben auf der Strecke vor diesem Dorf, das einmal ein Dorf war und jetzt nur noch ein rauchender, schwelender Trümmerhaufen ist, zehn Panzerspähwagen liegen zertrümmert da, fast dreißig Pakgeschütze des Gegners, eine Batterie von 15-cm-Haubitzen.

Es ist ein schauriges Bild. Überall an den Wegrändern stehen die Feindpanzer, tolle Kolosse darunter, ausgebrannt, ausgehöhlt und oft bis zur letzten Schraube zerstört . . .

Wer sich den Deutschen widersetzt, der wird vernichtet. Möge das Wort allen zur Lehre dienen.

Was noch vom Feinde lebt, wird nach hinten geschafft. Auf ein paar hundert mehr oder weniger kommt es nicht an, es sind ja schon viel zu viel. Manchem kommt das Wort des großen französischen Verbrechers Clemenceau in den Sinn, das Wort, mit dem er sagt, es seien zwanzig Millionen Deutsche zu viel auf der Welt.

Was nicht gefangen ist, das liegt zwischen den Resten des Dorfes und zwischen dem zerstörten Stahl, Gefallene über Gefallene, Opfer ihrer kriegslüsternen Regierung, die es nicht erwarten konnte, Deutschland den Krieg zu erklären, damit die Söhne des eigenen Landes sterben mußten.

Dank an Paris, ihr Toten, Dank an Paris . . .

Der Kampfeslärm hat sich weit nach vorn verlagert. Von dort dröhnt jetzt auch wieder heftigstes Maschinengewehrfeuer auf. Die deutschen Panzer sind im Kampf. Vielleicht hat sich der Gegner wieder gestellt, vielleicht.

Aber was interessiert dieses vielleicht die, die an diesem Tage zu jeder Sekunde ihre Pflicht getan und mehr als ihre Pflicht. Sie wollen essen und schlafen. Sie haben ein erstrittenes Recht auf Essen und Schlaf.

Die Wasserholer sind schon unterwegs. Zwischen toten Franzosen marschieren sie mit den Eimern zum nahen Bach. Wasser gehört immer dazu, wenn was Rechtes gekocht werden soll.

Einer sitzt vor einem Berg Konserven. Er buchstabiert. Was mag darinnen sein. Aber da kein Wörterbuch zur Hand ist und auch die, die was von der französischen Sprache zu verstehen behaupten, ratlos die Schultern zucken, wird die Büchse eben geöffnet. Darauf verstehen sich Soldaten besser als Hausfrauen.

Dann riechen sie an dem Inhalt. Sie ziehen die Augenbrauen hoch. Es riecht nicht übel. Aber dennoch weiß keiner, was das ist, und wie man es kochen müßte. Ganz gleich. Rein in den Topf, etwas Wasser dazu, umgerührt und Salz hinein. Es wird schon schmecken.

Und es schmeckt. Sie wissen zwar bis heute noch nicht, was es war, das da so etwas brenzlich und etwas nach Paprika, vielleicht auch etwas nach Tomaten und nach Fisch schmeckte, aber wen ging das schon was an, Hauptsache, der Magen war zufrieden. Und dann haben sie sich hingehauen, wo sie gerade standen. Es gab ein Konzert, ein buchstäblich greuliches Schnarchkonzert zwischen Hauptmann und Gefreiten, zwischen Panzerschützen und Oberleutnant, daß die restlichen Mauern zu bröckeln begannen!

Sie wissen ja, die Panzermänner, daß sie am nächsten Tag noch schwere Arbeit haben.

Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht vom 18. 5. 1940:

„Südlich Maubeuge durchstießen deutsche Panzerkorps die französischen Grenzbefestigungen, zerschlugen zwei feindliche Divisionen und verfolgten den weichenden Feind über die obere Sambre weiter südlich bis an die obere Oise. Infanteriedivisionen folgen in gewaltigen Märschen dicht auf. Zahlreiche Gefangene der zerschlagenen französischen Truppen und große Beute wurden eingebracht."

Der neue Tag weckt die Panzermänner mit gewaltigem Kanonendonner und Maschinengewehrfeuer.

Es dauert nicht lange, und sie sind alle wieder mittendrin. Es scheint fast so, als solle dieser Tag noch heißer werden. Viele Dörfer liegen hier dicht hintereinander. Dörfer sind das eigentlich nicht mehr, sondern regelrecht ausgebaute Bunkerstellungen, die nur sehr schwer anzugreifen und zu überrennen sind.

Die Panzer greifen an. Wie schon so oft sind sie ganz vorn am Feind. Hier stürmt im Breitkeil eine Panzerformation in die Reihen des Feindes, der vergeblich versucht, Widerstand zu leisten. Dort drüben sind einzelne Panzer bereits im brennenden Dorf. Auch heute wieder setzt der Feind schwere Panzer ein, um den Angriff zum Stehen zu bringen. Unzählig sind die Taten, die auch hier wieder in heldenmütigem Einsatz vollbracht werden.

Die Besatzung eines Panzers repariert gerade hinter einer Gartenhecke mühselig ihr Fahrzeug. Unmittelbar von vorn nähert sich ihnen ein schwerer französischer 32-Tonnen-Tank.

Man soll es eigentlich nicht für möglich halten, aber der Panzermann, der die Reparatur an dem deutschen Kampfwagen vornimmt, bleibt, so lang er ist, neben der Raupe liegen. Ihn stört das Herannahen des feindlichen Ungeheuers nicht. Er tut seine Arbeit. Seine Kameraden indessen jagen Schuß um Schuß aus dem Geschütz ihres Panzers. Es ist ein tolles Bild und prägt sich dem, der es sieht, unauslöschlich für alle Zeiten ein.

In einem anderen Falle erhält ein deutscher Panzer einen schweren Granattreffer. Das Geschoß landet im Schlafsack des Kommandanten als Blindgänger. Der nimmt die Granate in aller Seelenruhe und spediert sie nach außen. Er hat dabei eine Bierruhe, um die man ihn beneiden kann. Aber so sind sie ja alle.

In der feindlichen Presse lügt man weiter. So behauptet wiederum einer der französischen Schreiberlinge, dem das Wunder des deutschen Vormarsches völlig unfaßbar erscheint, die deutschen Panzer würden durch Spezialflugzeuge an Ort und

Stelle gebracht, anders sei es nicht möglich, daß sie an Orten auftauchten, die weit vor der deutschen Linie lägen.

Die Deutschen lassen den Feind lügen. Nicht mit Lügen, sondern mit Taten wird Weltgeschichte gemacht.

Und dann steigt eines Tages ein welthistorischer Augenblick empor. Die deutschen Panzer marschieren auf dem alten Schlachtfeld von Cambrai auf. Dort, wo im Weltkrieg die englischen Panzer versuchten, die Reihen der verbissen kämpfenden deutschen Infanterie zu durchstoßen, dort, wo sich der deutsche Soldat der Überzahl der feindlichen, stählernen Kolosse, die seine Reihen zermalmten, vor fast fünfundzwanzig Jahren in einem Heldenmut ohnegleichen entgegenwarf, stehen nun deutsche Panzer in massierter Zahl zum Angriff aufgefahren.

Jedem Deutschen verschlägt es den Atem, der dieses Bild erblickt.

Trübe beginnt der Tag, und überall wallen noch Nebel über den Feldern, als an einigen vorgeschobenen Punkten die Schlacht entbrennt, die neue Tankschlacht von Cambrai.

Erheben sie sich nicht zu Zehntausenden, die deutschen Infanteristen aus ihren alten Gräbern? Tönt in den Lüften nicht ihr Sturmruf von damals, kann man in den wogenden Nebeln nicht ihre Leiber erkennen, zerfetzt und blutig und dennoch opferbereit bis zum Letzten? Begleiten sie nicht überall die deutschen stählernen Kolosse, die sich jetzt anschicken, rächend und in einem Siegeswillen ohnegleichen über die Scharen ihrer Feinde hinwegzudonnern, ihre Reihen aufzureißen, sie zu zerschlagen und zu zerschmettern, wie es damals die britischen Tanks bei den Deutschen versuchten?

Aber heute ist der deutsche Hammer härter. Unentwegt schlagen die Granaten in die Fahrzeuge des Feindes. Überall ertönen die Explosionen getroffener Munition, die ersten Brände lodern zum morgendlichen Himmel. In ihrer ganzen Gewalt entbrennt die neue Tankschlacht von Cambrai.

Die deutschen Panzer greifen an. Sie stoßen wie eiserne Keile in die Schlachtordnung der anderen. Als sich die Nebel heben, beginnt der Feind bereits zu weichen. Hier und da wenden

sich die feindlichen Panzer zur Flucht. Zuerst fliehen kleine Abteilungen, aber das Gros versucht noch Widerstand zu leisten. Wer Widerstand leistet, wird zerschlagen. Nun, zwei Divisionen sind auf dem neuen Schlachtfeld von Cambrai zusammengeschlagen und vernichtet worden.

Ungeheuerlich ist der Anblick der Walstatt. Auf eine Strecke von weit über zwanzig Kilometern liegt etwa alle zehn Meter ein zerschossener Pkw., ein zerfetzter Panzer, ein zerstörter Lastwagen, ein umgestürzter Autobus, Krafträder ohne Zahl, ausgebrannt und vom deutschen Hammer völlig zertrümmert, dazwischen überall die Toten. Weit über tausend Fahrzeuge bezeugen das Chaos, das der deutsche gewaltige Angriff vor Cambrai am neunten Tage dieses Krieges auf der Straße von Avesnes über Le Cateau in Richtung auf Cambrai hervorrief. Auf nächste Entfernung hat der starke deutsche Panzerverband, der hier eingesetzt wurde, alles, was sich ihm entgegenstellte, in unglaublicher Schnelligkeit und phantastischer Wucht niedergeschlagen und niedergekämpft, um den Weg freizumachen.

Wie früher, wenn massierte Kavallerie in großen Blocks zur Attacke eingesetzt wurde und auf die Feinde einhieb, daß die Funken sprühten, so war es heute in der Schlacht zwischen den deutschen Panzern und den französischen Divisionen. Wie die Teufel kamen die Deutschen über die Franzmänner. Die französischen Wagen konnten oft nicht einmal wenden, schon traf sie die Granate in den Motor und schon platzten die Kraftwagen auseinander.

Ein wundervolles Bild gewaltigster deutscher Kraft, wenn Hunderte und aber Hunderte schwer gepanzerter Fahrzeuge mit dreißig, vierzig oder sogar fünfzig Kilometer Geschwindigkeit querfeldein vorwärts marschieren, alles niederwalzend, was sich ihnen entgegenstellt, Bäume und Sträucher, Hecken und Häuser, feindlichen Widerstand, wo er sich zeigt, Menschen und Material.

In der vordersten Gruppe dieser gepanzerten Kavallerie der modernen Materialschlacht fährt der Divisionsgeneral. Sekundenschnell muß er die Lage der Schlacht erkennen, ebenso

schnell muß er handeln, wenn es heißt, hier eine Abteilung zurückzunehmen oder dort zu neuem Angriff vorzugehen. Mehr als je sind die höchsten Offiziere persönlich am Kampf beteiligt. Oft müssen sie aus- und umsteigen, weil ihre Wagen zerschossen wurden, überall sieht man sie in Kübelwagen umherfahren, im dichtesten Kugelregen befindet sich jeder Kommandeur.

Deshalb, weil die Panzermänner an Mut und Tapferkeit bis zum höchsten Führer unübertrefflich sind, deshalb, weil das Material der deutschen Panzer durch den besten Arbeiter und den besten Ingenieur der Welt geschmiedet und gehärtet wurde, deshalb haben die Deutschen die neue, gewaltige Panzerschlacht von Cambrai für sich entschieden und die toten Kameraden aus dem Weltkrieg blutig und furchtbar gerächt.

Zu Dutzenden sind selbst die schwersten französischen Panzer zerschossen, verbrannt und zertrümmert worden. Dagegen sind die deutschen Verluste sehr gering, ein weiteres Zeichen dafür, daß die deutschen Soldaten ein starkes, selbständiges soldatisches Denken und Handeln bei allen Gelegenheiten zeigen. Der Soldat, der seinen Einsatz überlegt, ist wertvoller als der, der blindlings handelt. Zahllos sind die Heldentaten einzelner Panzermänner.

Ein junger Panzerleutnant fährt in der frühen Morgenstunde mit seinem Wagen in die Kaserne von Landrecies. Er findet hier zwei in der Versammlung begriffene Kompanien. Kurzer Hand geht er auf einen Offizier zu und befiehlt, sämtliche Offiziere hätten sich sofort bei ihm zu melden, was auch geschieht. Nächster Befehl: die beiden französischen Kompanien haben anzutreten und die Waffen niederzulegen. Auch das wird ausgeführt. In einem anderen Fall stößt ein in einem Kübelwagen befindlicher Unteroffizier auf eine Gruppe französischer Infanteristen. Herausspringend ruft er ihnen zu, sie seien seine Gefangenen. Die Panzerdivision, die am neunten Tage der großen Operation den Angriff bei Le Cateau führte, machte fast viertausend Gefangene.

Das Panzerkorps aber marschiert weiter!

Jeder aufflebende Widerstand der flüchtenden Franzosen wird niedergewalzt, in panischem Schrecken weichen die Soldaten der

„Grande Nation" vor den schnellen Truppen der deutschen Wehrmacht zurück. Die Parole heißt: „Vorwärts, ohne Rücksicht auf Flanke und Rücken, nur Keile hineintreiben, tiefe Wunden in die Kraft des Gegners."

Lassen wir wieder einen Teilnehmer des großen Ringens sprechen:

„Als ich", berichtet Leutnant Rudolf Behr, „am Nachmittag des 15. Mai die Spitze der Kompanie und der Abteilung übernahm, war gegen Mittag bereits eine andere Kompanie auf mehrere Feindpanzer gestoßen und hatte sechs nach kurzem Feuerkampf vernichtet.

Wo einige Panzer sind, müssen noch mehr sein. Da heißt es aufpassen! Wenige MG-Nester an der Straße werden im Vorbeifahren niedergekämpft. Da erreicht die Kompanie der Funkbefehl der Abteilung: ‚Zum Nordausgang des Ortes Launois sur Vence vorstoßen und dort Sicherung aufstellen.'

Mein Panzer dringt in den Ort ein. Hinter mir ebenfalls im Panzerkampfwagen III der Kompanieführer, dann die übrigen Fahrzeuge meines Zuges.

Ich biege um eine Kurve und traue meinen Augen nicht, auf einem kleinen Platz wimmelt es von französischen Soldaten und Fahrzeugen. Lkws. und Pkws., Pferdewagen und Feldküchen. Mein Richtschütze, der schon die ganze Zeit die Augen an der Optik hat, wartet gar nicht auf den Feuerbefehl. Kaum kann ich noch rufen: ‚Französischer Troß, Feuer frei!' da fällt schon der erste Schuß, die erste Sprenggranate in die durch das plötzliche Erscheinen der deutschen Panzer verwirrten Franzosen. Im Nu brennen ein, zwei, mehrere Wagen, Pferde wälzen sich am Boden, in die flüchtenden Mannschaften peitscht das Feuer des Bug-MGs; der Funker freut sich, auch mal mitsprechen zu können, aber diesmal nicht drahtlos. Viele werfen die Waffen weg und flüchten an die Häuser, heben die Hände hoch. Sie werden verschont. Wer flieht oder Deckung zu erreichen sucht, wird unbarmherzig erfaßt vom Feuer der Sprenggranaten und Maschinengewehre, wobei die hinter mir fahrenden Panzer kräftig mitwirken.

Diese Arbeit wäre erledigt. Was nun? Die Straße ist vollkommen verstopft durch die brennenden Last- und Personenkraftwagen, aus deren Kraftstoffbehältern hohe Flammen schlagen.

Kurzes Umblicken nach einem Ausweg. Keine andere Möglichkeit als durchzufahren, ohne Rücksicht auf die Flammen und die Fahrzeugsperre. Befehl an den Fahrer. Ohne zu zögern nimmt er schneidig das Hindernis. Zwanzig Meter noch schieben wir einen brennenden Personenkraftwagen vor uns her, Teile davon bleiben im Laufwerk hängen, aber der Weg ist frei für die folgenden Panzer. Am Ortsrand erwischen wir noch zwei Gleiskettenschlepper mit Munitionsanhängern. Die Besatzung flieht. Zwei Granaten genügen und auch diese Fahrzeuge werden sich nie wieder bewegen.

Soeben will ich meinen Grundauftrag ausführen, den Dorfrand zu sichern. Als ich die Gegend betrachte, fällt mir vorne auf der Straße etwas auf. Eine plumpe Masse bewegt sich dort. Herrgott, das ist ja ein Panzer, ein französischer Panzer. Sicherung am Dorfrand? Ja! Das ist aber nur möglich, wenn keine Feindpanzer mehr vor der eigenen Front herumkurven. Also nichts wie ran! Ich gebe Funkmeldung an die Kompanie, fahre noch ein Stück vorwärts in günstige Schußstellung und mein Richtschütze, der schon das Ziel in der Optik hat, jagt dem feindlichen Kampfwagen auf vierhundert Meter eine Panzergranate in den Bauch. Der hat seine Waffe, eine 3,7-Kanone auf mich gerichtet, deshalb noch eine Granate. Jetzt hat er genug. Eine Flamme schlägt empor. Aus!

Ein Panzer ist selten allein, deshalb weiter vorstoßen, Gashebel durchtreten und höchste Geschwindigkeit. Dort ein zweiter! Er wird auf dieselbe Art erledigt. Meine anderen Panzer kommen nach. Sie sehen nur, wie Feuer und dichter schwarzer Qualm die ganze Straße verdunkeln; sie können nicht erkennen, was dahinter vorgeht.

Ein dritter, ein vierter, ein fünfter Renault, als solche habe ich die Feindpanzer erkannt, geht in Flammen auf, bis jetzt habe ich sie alle einzeln erfaßt. Kaum ist aber der Dorfrand des Ortes Jandun erreicht, sehe ich mich einer ganzen Meute gegenüber,

die teilweise kehrt machen, teilweise den Feuerkampf aufnehmen. Hier muß ich etwas länger an einer Stelle verweilen, bis auch diese, brennenden Fackeln gleich, die Dorfstraße versperren.

Der Wagen hinter mir ist inzwischen nachgekommen und kann ebenfalls einige Treffer anbringen. Dann folgt ein Durchwinden zwischen den brennenden Tanks. Dennoch kann ich mich nicht zufrieden geben.

Auf der Kreuzung im Ort steht noch ein Schwung. Einer schießt auf mich, ich sehe seine Waffe aufblitzen. Nicht getroffen! Dafür trifft meine Granate um so besser. Dann erfaßt die anderen Panik. Soweit noch möglich, verlassen die Besatzungen ihre meist schon in Brand geschossenen Kampfwagen, teilweise bleiben sie tot oder verwundet in den Einsteigluken hängen, teilweise erreichen sie den schützenden Straßengraben.

Noch rasch durch den Ort auf die Höhe. Soweit ich blicken kann, kein Panzer weit und breit mehr zu sehen. Nur hinter mir zeugen an vielen Stellen dunkle Rauchwolken von dem Drama, das sich hier in solch rasender Geschwindigkeit abgespielt hat. Der Chefpanzer und die anderen Wagen meines Zuges sind aufgefahren und die Besatzungen sitzen freudestrahlend ab, laufen zu uns herüber und schütteln uns die Hände. Meine Besatzung ist überglücklich. Endlich hat unser Wagen gezeigt, was er kann. Ich muß auch wirklich hervorheben: noch nie hat die Zusammenarbeit innerhalb der Besatzung so gut geklappt, wie diesmal, noch nie herrschte trotz aller Spannung soviel Ruhe im Kampfraum, noch nie hat mein Richtschütze so kaltblütig und sicher gezielt und getroffen, noch nie hat der Ladeschütze so rasch die Granate ins Rohr geworfen und die MG-Trommeln auf jeden kleinsten Befehl von mir regiert, noch nie der Funker mit einem Bug-MG so erfolgreich in den Feuerkampf eingreifen können.

Dann fahren wir zurück zu dem Ort, den wir sichern sollten und führen jetzt diesen Auftrag durch, jetzt erst vollständig; denn der Feind, der die Flanke unseres Vormarsches bedrohte, ist vernichtet.

Ein Troß, zwei Schlepper mit Anhängern und zwanzig französische Renault-Panzerkampfwagen, etwa fünfzig Tote und fünfzig Gefangene, das ist das stolze Ergebnis — man kann fast sagen — *eines* Panzers, ein Erfolg, den wir innerhalb einer knappen halben Stunde durch Ausnützen der Überraschung des Gegners und durch energisches, rücksichtsloses Vorstoßen in die Tiefe des Feindes erzielt haben.

Es ist vor allem auch ein Erfolg, der die unerhörte Überlegenheit deutscher Waffen und deutscher Werkarbeit, deutscher Motoren und deutschen Stahles beweist, besonders aber ein Sieg, der errungen wurde durch Verbundenheit und Zusammenarbeit von Panzerführer und Besatzung, durch die Herrschaft des Menschen über das Material, durch den Glauben deutscher Soldaten an die Unbesiegbarkeit deutscher Waffen."

Träger besten deutschen Soldatengeistes sind vor allem die Männer des Spitzenzuges. In unaufhaltsamem Siegesmarsch waren die Spitzenzüge die ehernen Keile der deutschen Panzertruppen, die durch Luxemburg und Belgien stießen, die Maginotlinie durchbrachen und in einem, in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Vormarsch in wenigen Tagen vor Abbéville an der französischen Kanalküste stehen. Die wenigen Stunden, in denen Menschen und Fahrzeuge nicht in Bewegung waren, können kaum als Ruhe bezeichnet werden, denn auch in diesen sogenannten Ruhepausen mußten Waffen nachgesehen und mußte ja schließlich auch einmal etwas gegessen werden, denn mit hungrigem Magen kann kein Soldat Krieg führen.

Als sie in die Stadt Abbéville hineindonnerten, glaubten die Männer vom Spitzenzug der 7. Kompanie ein vorläufiges Ziel erreicht zu haben. Aber der Soldat denkt, und die oberste Führung lenkt. Sie hatten kaum ein wenig die Arme gereckt und sich ausgestreckt, um etwas zu schlafen, da kam schon der neue Alarmbefehl. Das Regiment stößt nach Norden längs der Küste in Richtung Boulogne sur Mer. Die 7. Kompanie wird Spitzenkompanie. Leutnant Rudolf Behr übernimmt den Spitzenzug.

Einzigartig ist dieser Vormarsch, einzigartig deswegen, weil ihn niemand erwartet, weder die in dieser Gegend liegenden teilweise versprengten Truppenteile, noch die Bevölkerung, am wenigsten die Flüchtlinge, die in kilometerlangen Kolonnen, Auto an Auto, von Norden nach Süden fahren, um dem deutschen Vormarsch in Belgien auszuweichen und es nicht fassen können, gerade hier auf deutsche Truppen zu stoßen.

In den Städten, die sie durchfahren, laufen ganz friedensmäßig Trupps von Soldaten umher, stehen mit Waffen und Munition beladene Lastwagen, herrscht das friedlichste Etappenleben. Und dahinein braust der deutsche Stoß entlang der Küste.

Eine mittelgroße Hafenstadt hält das stürmische Drängen geraume Zeit auf. Die Brücke über den Fluß muß erst von Pionieren auf vorbereitete Sprengungen untersucht werden, die Stadt selbst steckt noch voll Soldaten, die teilweise beim Anblick der deutschen Truppen auf einem Motorkutter das offene Meer zu erreichen suchen und dabei einen Feuerzauber mehrerer Kampfwagen über sich ergehen lassen müssen, wodurch sie gezwungen werden, ihren leckgeschossenen Kahn auf Strand zu setzen und — soweit noch am Leben — ihre Rettung in der Flucht zu suchen. Und dies alles beobachtet ein englischer Aufklärer, dem es gelingt, trotz unserer Abwehr einige Minuten über ihnen zu kreisen.

Die Panzermänner glauben schon, jetzt ist es mit weiteren Überraschungen aus, jetzt ist der Feind über unsere Stoßrichtung unterrichtet und kann dementsprechend seine Abwehr vorbereiten.

Der Vormarsch geht weiter, unaufhaltsam wie vorher.

Eine Ortschaft liegt vor ihnen. Ortschaften bieten immer die größten Gefahrenmomente, deshalb ist besondere Vorsicht geboten.

Und tatsächlich, kaum sind sie um die erste Kurve, ein 4,7-cm-Abwehrgeschütz steht achtzig Meter vor ihnen, die Bedienung spritzt überraschend heran und versucht, das Feuer zu eröffnen.

Schon zu spät! Leutnant Behr feuert! Zwei Granaten genügen, Geschütz und Bedienung außer Gefecht zu setzen. Gewitzigt fahren sie weiter, stecken die Nase um die nächste Ecke. Da blitzt es auch schon wieder auf. Hundert Meter weg, Mündungsfeuer einer weiteren 4,7-cm-Panzerabwehrkanone. Doch kein Schuß

trifft. Bis sie schießen können, gibt das Geschütz einen zweiten Schuß auf sie ab. Erst später kommt ihnen allen so recht zum Bewußtsein, welches Glück sie hatten. Wieder nichts getroffen. Aber der Feind vergißt, daß ihm ein deutscher Panzer gegenübersteht, der auch Waffen hat und sie zu gebrauchen weiß.

Dann ist der Weg frei, die Spitze fährt weiter in der befohlenen Marschrichtung.

In den folgenden Dörfern finden sie nur schwachen Widerstand, vereinzeltes MG- und Gewehrfeuer aus Gärten und Fenstern, das schnell zum Schweigen gebracht wird.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sie sich einer kleineren Stadt nähern.

Schon erreichen sie die ersten Häuser. Eine lange Straße und, etwa dreihundert Meter entfernt, wieder Mündungsfeuer. Diesmal sind die Panzermänner in Bruchteilen einer Sekunde feuerbereit. Der Wagen steht, der Schuß fällt, die Granate findet ihr Ziel im Schutzschild einer französischen 7,5 cm-Haubitze und reißt ein Stück aus ihm heraus.

Noch sind Bewegungen am Geschütz zu sehen. Eine zweite Granate in die Bedienung. Eine dritte Granate ist ein herrlicher Volltreffer auf die Rohrmündung. Das Rohr wird aufgeschlitzt, die Haubitze ist außer Gefecht gesetzt.

„Fahrer marsch!" befiehlt der Leutnant, doch der Fahrer meldet durch Bordfunk:

„Herr Leutnant, der Gang geht nicht rein!"

Verflucht, und das gerade jetzt. Aber weiter muß es gehen, kein Halt darf eintreten, sonst fährt die ganze Abteilung auf. Da hilft weiter nichts als:

„Jochen II nach vorne, Spitze übernehmen!"

Der Panzer hinter Leutnant Behr fährt vor. Aber schon meldet der Fahrer im Kopfhörer: „Der Gang läßt sich wieder schalten", und der Wagen rollt dem anderen nach, dicht gefolgt vom Kompaniechefpanzer und dem dritten Wagen des Zuges. Eine Sperre aus Ackergerät und Bauernwagen quer über die Straße. Trotz Minengefahr fährt der Panzer „Jochen II", dessen

Panzerführer ein Feldwebel ist, schneidig in die Sperre hinein und durchbricht sie. Die Sperre ist natürlich gesichert. Ein Abwehrgeschütz, Kaliber 2,5 cm, bestreicht die Straße. Der Spitzenpanzer vernichtet es durch Volltreffer einer Sprenggranate.

Sie nähern sich jetzt der Stadtmitte. Ein größerer, freier Platz, auf dem fünf Straßen zusammenlaufen, liegt vor ihnen. Da vorne scheint was los zu sein. Man sieht wieder Wagensperren, umherlaufende Franzosen, auch Feuer erhalten die deutschen Panzer aus den Straßeneinmündungen.

Während „Jochen II" sich mit einem Abwehrgeschütz herumschießt, nimmt Leutnant Behr eine französische 7,5-cm-Feldkanone aufs Korn.

Der Spitzenpanzer ist mittlerweile auf den freien Platz gefahren, steht dort und schießt. Gerade gelingt es dem Richtschützen zwei kleine, gepanzerte Renaultschlepper in Brand zu schießen, da bricht auf der Kreuzung die Hölle los. Es schießt von links, es staubt von rechts, von vorne sehen sie Mündungsfeuer aufblitzen. Wohin soll man nun zuerst schießen? Wo stecken sie überhaupt, die kleinen, gut getarnten Abwehrgeschütze der Franzosen?

Zu langen Überlegungen ist keine Zeit. Wie sie eben fieberhaft die Stellungen der feindlichen Paks suchen, erblicken sie an einem Panzer eine kleine Staub- und Rauchwolke. Das war ein Treffer!

Im nächsten Augenblick öffnen sich die Einsteigluken, der Panzerführer quält sich heraus, fällt über das Heck auf die Straßendecke der Kreuzung und bleibt dort liegen. Zwei weitere Männer der Besatzung sitzen mit affenartiger Geschwindigkeit ab und laufen zurück. Der anscheinend verwundete Panzerführer schiebt sich am Boden an ein Haus in Deckung.

In der folgenden Sekunde wird der Panzer des Leutnants Behr von einem harten, metallischen Schlag durchzittert, im Kampfraum ist ein Funkenregen entfesselt, wie bei einer Rakete im Feuerwerk.

Paktreffer! Leutnant Behr wirft einen Blick in den Kampfraum. Der Fahrer sitzt unten, sein Kopf hängt nach vorne. Im Halbdunkel und noch geblendet kann er erkennen, daß Blut über das Gesicht des Fahrers läuft. Da bleibt nichts anderes übrig als raus.

Der Richtschütze, der auch verwundet ist, hat noch die Geistesgegenwart, den Turm etwas zur Seite zu kurbeln, so daß die Luke dem Feinde abgewandt ist. Aber der Fahrer bewegt sich nicht mehr, wahrscheinlich ist er tot.

Sie sitzen ab und werden von feindlichem MG-Feuer erfaßt. Sprungweise, jede Deckung ausnutzend, laufen die Panzermänner rückwärts. Die Kreuzung ist ein brodelnder Hexenkessel. Wieder MG-Feuer. Hinein in einen Schuppen! Da sehen sie sich fünf Franzosen gegenüber, die sich hinter Fässern und Waschtrögen versteckt hielten.

Die Deutschen sind waffenlos. Als die Franzosen das sehen, legt einer mit dem Karabiner auf sie an und schießt, doch er trifft nicht. Der Leutnant duckt sich, rennt gegen den Waschtrog an und drückt den Franzosen an die Wand. Der ist bestürzt, dadurch gewinnen sie Zeit, aus dem Schuppen zu türmen.

Ein paar hundert Meter weiter treffen sie auf den Abteilungskommandeur. Leutnant Behr macht Meldung vom Widerstand auf der Kreuzung und vom Ausfall seiner Fahrzeuge. Der Kommandeur gibt weitere Befehle.

Zunächst verbindet Leutnant Behr seinen Richtschützen notdürftig, der mehrere Splitter im Knie hat, dann leiht er sich eine Pistole und pirscht wieder nach vorne.

Es ist nicht möglich, auf die Kreuzung zu gelangen. Alles ist vom feindlichen Feuer eingedeckt. Die Verwundeten liegen aber noch dort. Noch etwas Geduld, der Feind da vorne muß anders angepackt werden.

Das geschieht schon. Die rückwärtigen Kompanien werden umfassend angesetzt, der hartnäckige Widerstand nach mehr als einer Stunde niedergekämpft.

Kaum haben die ersten Panzer die Kreuzung überschritten, ist Leutnant Behr an dem abgeschossenen Wagen. Es ist nichts

mehr zu helfen. Sein braver Fahrer, ein Unteroffizier, der beste und schneidigste Fahrer in der Kompanie, sitzt auf seinem Platz noch genau wie vorhin. Kopfschuß. Im Spitzenpanzer liegt der Richtschütze, ein Obergefreiter, tot, der Funker mit abgeschossenem Fuß und anderen schweren Beinverletzungen. Und dazu brennt das Fahrzeug. Jeden Augenblick können Munition und Kraftstoff in die Luft gehen.

Ein Unteroffizier bringt das fast Unmögliche fertig. Er dringt mit Gasmaske in den Kampfraum ein und zerrt den schwerverwundeten Funker, einen Gefreiten, heraus. Der Wagen selbst ist verloren. Jeder Löschversuch mißlingt. Mit gewaltigem Geknatter der detonierenden Munition brennt der Panzer aus. Und in ihm verbrennt der tote Richtschütze, den sie nicht mehr retten konnten. Ihm wurde sein Panzer im wahrsten Sinne des Wortes zum ehernen Grab.

Der übrigen Verwundeten hat sich mittlerweile der Truppenarzt angenommen und ihnen die ersten Verbände angelegt. Anschließend werden die Toten in einem Garten begraben, wenige Meter von der Stelle entfernt, an der sie gefallen sind.

Der Marsch der Abteilung geht weiter. Zwei Wagen des Zuges sind ausgefallen, der dritte Wagen übernimmt selbstverständlich die Spitze. Wenige Kilometer weiter, in einem Vorort von Boulogne, ereilt auch ihn das Schicksal.

Als der Panzer aus einer Kurve in die Gerade einbiegt, flammt Feuerschein auf, ein Schlag! Paktreffer! Der Panzerführer, ein Unteroffizier, hat die kaum erkennbar aufgestellte Pak eben erkannt, will feuern, und befiehlt deshalb dem Fahrer, zu halten. Doch der Wagen fährt weiter, fährt weiter ohne die lenkende Hand des Menschen. Denn der Fahrer ist tot; durch die erste Granate erhielt er einen Kopfschuß. Sein Fuß liegt noch auf dem Gashebel ...

Eine Mauer am Straßenrand stürzt unter dem Druck des anfahrenden Panzers teilweise ein, aber das Fahrzeug kommt zum Stehen.

Schon schlagen noch weitere Granaten auf die Panzerhaut und teilweise hindurch in den Kampfraum.

Absitzen!

Trotz einiger Verwundeter gelingt es den Männern, den Wagen zu verlassen. Nur der Funker hat Pech. Schon fast in Sicherheit, trifft ihn ein MG-Geschoß. Kopfschuß. Er röchelt noch einige Minuten, dann ist auch er tot ...

An diesem Tage, am 22. Mai 1940, hat Leutnant Behr seinen Zug begraben. Vier Tote, drei Schwer- und drei Leichtverletzte sind das Ergebnis eines Nachmittags. Spitzenzug!

Wenige Tage später hat der Leutnant einen neuen Zug. Neuaufgestellte Besatzungen haben im Verein mit den Arbeitern der Werkstatt in unermüdlicher Arbeit die angeschossenen Panzer wieder fahrbereit gemacht, die Löcher zugeschweißt. In ruhiger Selbstverständlichkeit sitzen sie in den grauen Stahlkolossen, sitzen dort, wo Tage vorher ihre Kameraden gefallen sind. Alles wie früher. Nur da, wo noch die Schweißstellen der Durchschüsse zu sehen sind, da sind weiße Kreise auf die dunklen Panzerplatten aufgemalt. Und drinnen stehen kleine weiße Zahlen, das Datum 22. 5. 40. Es ist ein Ehrentag seines Zuges, gleichzeitig aber eine Verpflichtung für alle Besatzungen.

Schneidig und stolz, wie die gefallenen Kameraden, werden sie wieder vorn fahren, wenn es befohlen wird:

Spitzenzug!

Bei Samer senden ihnen die Engländer in mehreren Wellen ihre eisernen Grüße aus der Luft zu. So wird ihr Vormarsch auf Boulogne durch die versperrte Straße um Stunden aufgehalten, und erst am späten Abend treten sie zu einer tollen Spitzenfahrt durch den Wald von Wirwignes an. Sie hatten wie toll gefeuert und aus den drei französischen Kampfwagen, die getarnt am Straßenrande lauerten, die Besatzungen herausgejagt.

Schließlich war es doch zu dunkel geworden, und der Zug bildete auf einer Wiese einen Igel, ließ die Schützen herankommen, während zwei Kampfwagen nach Westen sicherten.

Die Nacht brachte nicht viel Schlaf. Früh am Morgen ging es wieder los.

Angriff auf Boulogne!

Ein Panzer bezog Stellung hoch oben am Mont Lambert und beharkte von dort aus, was sich in brauner Uniform am Strandrande zeigte.

Hafen und Meer waren nur grau verschwommen erkennbar, und wie graue Schemen sahen die Panzerschützen draußen auf dem Wasser eine ganze Anzahl englischer Zerstörer hin- und herfahren. Ihr Mündungsfeuer war das einzige, was man deutlich erkennen konnte. Die Panzer arbeiteten noch mit den Schützen zusammen, machten einige Vorstöße gegen den Stadtrand zu, wo Engländer und Franzosen zugweise zurückfluteten und ihre Abwehrgeschütze im Stich ließen, und wurden dann gegen Mittag zurückgezogen.

„Munition fassen und fertigmachen zum gemeinsamen Angriff!" hieß es.

In aller Eile stopften sie ihre Wagen wieder voll mit „Bonbons", schütteten den nötigen Sprit hinein und gurteten die Magazine. Kaum blieb Zeit, einen Teller Mittagessen hinunterzuschlingen, als auch schon der Befehl kam, die erste Stellung zum Feuerschutz vom Waldrande aus zu beziehen.

Das wurde wieder einmal eine große Sache.

Zug- und kompanieweise zogen die Schützen an den Panzern vorbei und sammelten sich am stadtwärtigen Hang der tiefen Mulde.

Das erwartete Abwehrfeuer blieb aus, wie immer, wenn die Panzer in größerer Anzahl kamen. So brausten sie denn nach, schlängelten sich durch einige Straßen, aus denen immer wieder Franzosen und einige wenige Engländer herausgeholt wurden, und erreichten schließlich das erste Angriffsziel:

Die „Colonne de la Grande Armée".

Die hohe Säule stand inmitten eines großen Parks, und als die Panzerschützen um die Mauerecke herumfuhren, da sahen sie das Meer. Ein gewaltiger Anblick! Doch es blieb nicht viel Zeit zum Überlegen.

Schon waren die ersten Einschläge der schweren Schiffsbatterien in ihrer nächsten Nähe, und sie mußten weiter, um den Schützen in der Stadt zu helfen.

Ein Panzer blieb noch eine Weile als Feuerschutz stehen, dann überholten die Panzermänner die Abteilung und sahen gerade, wie ein schwerer Zug, versehen mit einem Befehl des Kommandeurs, vorn an der Straßenecke anfuhr.

Sie hängten sich an das zweite Fahrzeug an und fuhren auf einer Straße nach Westen zu. Als die Häuser rechts aufhörten, bogen sie ab auf die Wiese hinaus. Nach dem Wasser zu waren einige Wälle zu erkennen, auf denen sich Soldaten hin und her bewegten. Sind es nun eigene Schützen, die inzwischen vorgegangen sind, oder Franzosen?

Die Panzerschützen pirschten sich langsam heran, immer wieder mit einem Beobachtungshalt. Da schlug auch schon auf jener Befestigungsanlage die erste Granate ein. Sie kam von einem weiter entfernt stehenden, schweren Fahrzeug, das durch den Kompaniechef hinter ihnen in Stellung befohlen worden war.

Nun erkennen auch die Panzerschützen, daß der Stahlhelm ohne Rippen, den jene Soldaten tragen, der der französischen Küstenartillerie ist und kein deutscher. Der Rest des zweiten Zuges ist links in den Häusern verschwunden, und die Panzermänner stehen allein, etwa 250 Meter vor dem Fort. In der Mitte erhebt sich ein großer Mast mit vielen Verstrebungen, und vor dem hohen Wall zieht sich eine dicke Mauer.

Heran an das Ding müssen sie, denn die Schützen wollen ja in die Stadt hinein. Also ein kurzer Befehl, und sie brausen durch die Schrebergärten hindurch bis unmittelbar an die Mauer heran.

Sie ist zu dick. Die Panzer müssen aber unbedingt hinein in das Fort. Sie vergessen alles, was um sie ist, in ihnen ist nur ein sturer Wille:

Sie müssen hinein in das Fort.

So kriechen sie denn langsam nach links an der Mauer entlang, um die Ecke herum und entdecken dort ein großes eisernes Tor. Das ist ihr Fall. Ein Anlauf von vier Metern genügt, sie rammen es mit dem Fahrzeug. Beide Flügel stehen nun offen, und dahinter brennen drei Pkws., die zusammen mit einer Seiltrommel das Fort versperren sollten.

Gleichzeitig prasselt von allen Seiten Feuer auf ihre Panzer,

von ihnen aus allen Läufen erwidert. Die Hitze der brennenden Wagen verbietet es, durch das Tor hindurchzufahren. So stoßen sie denn ständig nach links und rechts, um ihren Schußwinkel nach Möglichkeit zu vergrößern, und geben gleichzeitig Feuer auf die Wälle und Forts, die zwei Betonbunker, den Flaggenmast und alle sich zeigenden Schützen.

Rechts an der Straßenecke erscheint inzwischen ein Fahrzeug des zweiten Zuges und sichert, und diese beiden Panzer veranstalten ein Feuerwerk, was die Rohre hergeben.

Plötzlich zeigt ein Mann der Besatzung am Eingang ein weißes Handtuch, es kann auch sein schmutziges Taschentuch gewesen sein. Da wird also einer weich. Dieser Augenblick muß ausgenützt werden. Der Zugführer, Leutnant Hoffmann, gibt mit Funk sofort durch: „Stopfen!", und, während er sich aus dem Turm hebt, ruft er dem Ladeschützen zu, ihm die Hakenkreuzflagge herauszugeben.

Da schlägt knapp vor dem Fahrzeug noch eine Granate des in tausend Meter Entfernung stehenden Wagens ein, wahrscheinlich war sie einer Gruppe Franzosen zugedacht gewesen und war zu weit gegangen.

„Stopfen! Durchgeben, verdammt nochmal!" ruft der Leutnant, springt mit der Hakenkreuzfahne unter dem Arm, die Pistole in der Tasche, vom Panzer und läuft an dem brennenden Pkw., welcher mit furchtbarer Glut den Eingang sperrt, vorbei ins Fort, den ersten Wall hinauf.

Überall an den Seiten liegen Gruppen von französischen Soldaten mit ihren Gewehren, demoralisiert durch das Feuer der Panzer. Sie wissen noch gar nicht, was los ist, und blicken auf den deutschen Offizier, der nun eben den Flaggenhügel hinaufläuft. Immer wieder ruft er ihnen zu: „A bas les armes!" Einige heben auch die Arme und stehen langsam auf, andere wieder nicht. Wieder ruft ihnen der Leutnant zu: „Allez à Boulogne!" Dieser Aufforderung aber kommt keiner nach. Zögernd stehen sie noch herum. Ein Offizier in blauem Mantel mit zwei goldenen Tressen am Ärmel liegt auf dem ostwärtigen Teile des äußeren Ringwalls.

Die Stimmung hier drin ist noch unsicher und mulmig. Als Leutnant Hoffmann die Hakenkreuzflagge an einer Strebe des Mastes festzubinden beginnt, fängt ein Soldat neben dem französischen Offizier an zu toben: „Non, non, la patrie!" schreit er, holt schließlich sein Gewehr und legt auf den Leutnant an, der allein neben der wehenden Hakenkreuzfahne auf dem Flaggenhügel steht. Leutnant Hoffmann schreit ihn mehrmals an, die Waffen wegzulegen. Einige Franzosen, denen das überraschende Erscheinen des deutschen Offiziers sichtlich gelegen zu kommen scheint, um nun ein Ende mit dem Krieg zu machen, reden ängstlich auf ihn ein. So schmeißt er denn schießlich sein Gewehr fort und läuft davon. Der Anfang ist aber gemacht, einer hat angefangen zu randalieren.

So haben diesen Augenblick etwa fünf Mann benutzt, um in der großen Schießscharte des Betonturmes mit ihren Karabinern aufgelegt in Stellung zu gehen. Die blauen Bohnen zischen nahe an dem aufrechtstehenden Leutnant vorbei, und schon spürt er einen dumpfen Schlag im Nacken. Er zieht natürlich sofort die Pistole und schießt zurück, worauf die Gesellen schnellstens verblühen.

Dann springt er — am Halse von dem Streifschuß blutend — den Hügel hinunter und zum Panzer, unter dem Feuerschutz des Funker-MGs, das alle Franzosen niederhält, die sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, einen von den verdammten Panzerleuten abzuschießen.

Der Leutnant ist gerade im Turm verschwunden, als jener Soldat in Hemdsärmeln erscheint, der sich als erster widersetzte. Er will wahrscheinlich die Leiche des Deutschen besichtigen. Der Panzerschütze Müller gibt ihm mit einer MG-Garbe den Rest, und kopfüber fällt er zu Boden.

Noch einmal speit der Panzerwagen aus allen Läufen und Rohren, dann fahren sie mit den beiden anderen Panzern schnell zurück, holen eine Gruppe Schützen, und die sich ergebende Besatzung mit ihrem Kommandanten wird gefangengenommen.

An Besatzung kommen über dreihundert Mann zum Vorschein, darunter sieben Offiziere. Außerdem hatten die Franzosen

etwa zweihundert Frauen und Kinder in den Kasematten des Forts untergebracht. Die ganze Anlage bestand aus einem Ringwall von etwa hundert Meter Durchmesser, umgeben von einer einen Meter dicken Mauer. Der große und der kleine Betonturm standen mit den vielen Unterständen in telephonischer Verbindung. Außer einer Unmenge Infanteriewaffen waren zwei 2-cm-Zwillingsflakgeschütze und eine Batterie noch nicht ganz in Stellung befindlicher schwerkalibriger Geschütze vorhanden. Ein riesiges Munitionslager mit Granaten und einer Menge MG-Munition sowie ein großes Verpflegungsmagazin hätten es dieser Befestigungsanlage auf lange Zeiten ermöglicht, bei der Verteidigung der Stadt ein gewichtiges Wort mitzureden. So aber ist dieses große Hindernis zum Sturm auf das Stadtzentrum im Handstreich an die Panzermänner gefallen, die Flanke der vorgehenden Schützen ist frei, der Feind hat keinen Rückhalt mehr, um die Panzer bei den letzten Vorbereitungen zum Sturm auf die Zitadelle zu stören.

Die Panzermänner aber haben sich seit diesem Tage angewöhnt, allmorgendlich vor dem Weitermarsch eine Flasche zu zerschmettern, damit ihre Scherben ihnen Glück brächten. Das Glück hat sie am nächsten Tag auch nicht verlassen, als ein französisches 7,5-cm-Geschütz ihnen auf dem Kathedralenvorplatz in Boulogne beim zweiten Treffer nur das Überrohr von der Kanone abschoß, oder als Leutnant Hoffmann am übernächsten Tage nach teilweiser Fassadenkletterei in der Kuppel der Kathedrale mit einem Fensterrahmen durchbrach und — statt achtzig Meter in die Tiefe zu fallen — auf einer Holztreppe landete und auf diese Weise doch noch dazu kam, zusammen mit Kameraden die Hakenkreuzflagge auf der Kathedrale von Boulogne zu hissen.

Die Panzerdivisionen erhalten neue Befehle.

Inzwischen hat das Oberkommando der Wehrmacht einen zusammenfassenden Bericht über die letzten Kämpfe veröffentlicht. Der Panzertruppe wird in diesem Bericht ausführlich gedacht:

„Der große Kampf in Flandern und im Artois ist zu Ende. In die Kriegsgeschichte wird er als die bisher größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten eingehen. Als am Morgen des

10. Mai die deutsche Wehrmacht zur Entscheidung im Westen antrat, war ihr durch den Führer und Obersten Befehlshaber als strategisches Ziel gesteckt, den Durchbruch durch die feindlichen Grenzbefestigungen südlich Namur zu erzwingen und dadurch die Voraussetzungen für die Vernichtung der englischen und französischen Armee nördlich der Aisne und der Somme zu schaffen. Gleichzeitig sollte Holland rasch in Besitz genommen und dadurch als Basis für die beabsichtigten englischen Operationen zu Lande und in der Luft in der Nordflanke des deutschen Heeres ausgeschaltet werden. Am 4. Juni konnte die Wehrmacht ihrem Obersten Befehlshaber die Erfüllung dieser gewaltigen Aufgabe melden.

Dazwischen liegt ein Heldentum des deutschen Soldaten und ein Ruhmesblatt deutschen Führertums, wie es in diesem Ausmaße nur in einer Wehrmacht möglich sein konnte, die von einem Willen geführt, von einer Idee beseelt und von der Begeisterung und Opferwilligkeit eines geeinten Volkes getragen ist.

Eine genauere Betrachtung und Würdigung der Operationen des Heeres, der Luftwaffe und der Kriegsmarine muß einer späteren Zeit vorbehalten werden. Aus diesem kurzen Überblick soll das deutsche Volk nur entnehmen, wie es zu diesem gewaltigen Sieg in so kurzer Zeit kommen konnte und die Gewißheit schöpfen, daß der Endsieg unser ist.

Seit Monaten sah sich die deutsche Führung der täglichen Gefahr gegenüber, daß die alliierten beweglichen Armeen unter dem Vorwand einer Hilfeleistung für Holland und Belgien gegen das Ruhrgebiet vorstießen. Dieser Gefahr galt es, am 10. Mai im letzten Augenblick noch zuvorzukommen. Mit einem mühsamen, wochenlang dauernden Abringen um die gesperrten Grenzzonen und die neuzeitlich ausgebauten Festungen Hollands und Belgiens konnte ihr nicht mehr begegnet werden.

Unter dem schlagartigen Einsatz der deutschen Luftwaffe, die in wenigen Stunden durch rücksichtslose Angriffe auf die feindlichen Luftstreitkräfte die Sicherheit des eigenen Luftraumes herstellte, ist es gelungen, durch eine große Zahl bis ins einzelne vorbereiteter Überraschungsaktionen von ausgesuchten Verbänden

des Heeres und der Luftwaffe nicht nur wichtige Brücken unzerstört in die Hand zu bekommen, sondern auch Sperrforts zu nehmen, die der Feind bisher für uneinnehmbar gehalten hatte.

Es gelang ferner, durch Fallschirm- und Luftlandetruppen sich im Innern der Festung Holland trotz stärkster Gegenwehr festzusetzen und die Einfallspforte von Süden her über die gewaltige Brücke bei Moerdyk so lange offenzuhalten, bis Panzer- und motorisierte Verbände zur Stelle waren und zusammen mit der Luftwaffe gegen Rotterdam eingriffen. Dieser erstmalige Einbruch in einen Festungsbereich aus der Luft und der rasche Einsatz dieser Sturmtruppen von außen in Verbindung mit dem gleichzeitigen Durchbruch durch die Grebbe-Linie südöstlich von Utrecht hat die Kapitulation von Holland am 14. Mai nach einem Kampf von knapp fünf Tagen erzwungen.

Inzwischen waren in Nord- und Südbelgien nicht nur alle Grenzfestungen und befestigten Stellungen rasch durchstoßen, sondern auch die entgegengeworfenen feindlichen Panzerverbände geschlagen und die Überlegenheit der deutschen Panzerwaffe, ihrer Organisation, ihrer Führung und ihres Materials bewiesen.

Den Infanteriedivisionen vorausstürmend, erreichten die Panzerkorps schon am 13. Mai die Maas zwischen Dinant und Sedan und fanden vor sich nicht nur das tief eingeschnittene Tal, sondern auch die stark ausgebauten Grenzbefestigungen, in denen sich die französische 9. Armee zur Verteidigung eingerichtet hatte.

Entgegen allen bisherigen taktischen Auffassungen und allen Berechnungen der feindlichen Führung zuwider, überwanden die Panzertruppen schon am nächsten Tage in einem unerhört kühnen Einsatz, begleitet und gefolgt von Infanteriedivisionen, die in Gewaltmärschen herangekommen waren, von der Luftwaffe immer wieder vorbildlich unterstützt, den Fluß samt seinen Grenzbefestigungen, zerschlugen die feindliche Abwehr und alle Gegenstöße und bahnten sich den Weg bis an die Dise.

Damit wurde die Bresche in die feindliche Front geschlagen. Und wieder erlebte die feindliche Führung eine Überraschung, die sie für unmöglich gehalten hatte. Die Panzer- und motorisierten Verbände stießen mit solcher Schnelligkeit weiter durch bis zum

Meere, daß sie in Abbéville sogar noch übende Truppen auf dem Exerzierplatz überraschten. Denn die deutsche Führung hatte Vorsorge getroffen, daß in schneller Folge ein Schutzband von Divisionen von der Südgrenze Luxemburgs, der Maginotlinie, der Aisne und der Somme entlang abrollte und damit die Sicherheit schuf, daß sich ein „Marnewunder" von 1914 nicht wiederholen konnte.

Dadurch waren die beweglichen Verbände in der Lage, unbekümmert um ihren Rücken nach Norden einzuschwenken, mit ihrem linken Flügel am Meere entlangstreifend, während in ihrer rechten Flanke bei Cambrai und bei Arras verzweifelte Durchbruchsversuche feindlicher Panzertruppen unter schwersten Verlusten scheiterten.

Schon am 22. Mai zeichnete sich die Vernichtung aller noch im Artois und in Flandern befindlichen feindlichen Kräfte ab. Während der frontale Druck in Nordbelgien immer mehr zunahm und den tapfer kämpfenden Belgier aus Antwerpen, der Dyle- und Dendre-Stellung warf, zerschlug unsere nach Norden eingeschwenkte Durchbruchsarmee die französische 1. und 7. Armee, überwältigte die Festung Maubeuge, nahm am linken Flügel Boulogne und Calais und in der Mitte das im Weltkriege heiß umkämpfte Höhengelände von Vimy und Souchez."

Zerschossene Feindpanzer, zerstörte feindliche Stellungen, weggeworfene Waffen und Ausrüstungsgegenstände und endlose Kolonnen zurückmarschierender Gefangener aller Rassen zeigen den deutschen Soldaten den Weg. Die Tragödie eines von verantwortungslosen Elementen in den Krieg gehetzten großen Volkes nimmt ihren Anfang. Kaum läßt sich aus den zurückflutenden Kolonnen noch die gewaltige Kraft der „Grande Armée" erkennen. Von deutschen Fliegern und Panzern erbarmungslos angegriffen und gehetzt, mußten sie sich, an Körper und Geist zermürbt, ergeben. —

Es ist am Abend des 23. Mai. Ein harter Kampf geht seinem Ende entgegen. Die Sonne ist hinter dem Horizont verschwunden, und ein frischer Wind läßt die Nähe der See erkennen. Sie stehen kaum 20 Kilometer vor Boulogne-sur-Mer.

Nun erst tritt ihnen der gewaltige Schlachtplan des Führers vor Augen. Es galt, den Ring um die alliierten Armeen in Belgien zu schließen. Deswegen also die wilde Jagd an die Küste. Die Panzermänner aber sind stolz darauf, daß sie an dem sich nun anbahnenden großen Siege mithelfen durften. Über hundert Kilometer waren sie an einem Tage kämpfend vorgestoßen. Redlich müde, freuen sie sich auf eine wenigstens kurze Nachtruhe.

Da kommt ein neuer Befehl: Das Fort de la Crèche nördlich von Boulogne muß heute noch erkundet werden.

Also aus ist es mit der Ruhe! Ein kurzer Fluch, und dann wird an den neuen Auftrag herangegangen. Die Karte wird studiert, der Weg eingezeichnet, die letzten Weisungen gegeben, dann kann's losgehen.

Eine Kompanie Kradschützen und eine mittlere Panzerkompanie sollen die Aufgabe lösen. Es ist dunkel geworden. Vorsichtig tasten sie sich weiter. Aller Augen spähen starr ins Dunkel, um vor jeder Überraschung sicher zu sein. Bald stoßen sie auf die ersten Feindkräfte, es sind englische Matrosen. Sie sind so überrascht, daß sie sich fast kampflos ergeben.

Nun beginnt das Vorwärtskämpfen. Ununterbrochen stoßen die deutschen Panzer mit feindlichen Trupps zusammen. Engländer, Franzosen, Belgier, Neger, alle werden entweder erledigt oder gefangengenommen. Fahrzeuge, die zu entfliehen versuchen, werden einfach in Brand geschossen.

Sie stehen vor einer Ortschaft, kurz dahinter muß sich nach ihrer Karte das Fort befinden. Die Kradschützen sind abgesessen und bewegen sich in kleineren Trupps leise gegen das Dorf Terli thun.

Die Panzermänner mit ihren Wagen davor, ihre Augen sind ins Dunkel gerichtet, die Augen der Richtkanoniere an die Optiken gepreßt, um jeden den Kradschützen sich zeigenden Widerstand sofort brechen zu können.

Bald zeigen schwache Blinkzeichen, daß die Luft rein ist. Sofort stoßen die Panzer nach. Mitten im Dorf stehen sie vor einer über einen tiefen Graben führenden Brücke. Sie muß, obwohl sie ihnen minenverdächtig erscheint, auf jeden Fall über-

schritten werden. Ein kurzer Entschluß wird gefaßt. Die Besatzung eines Panzers sitzt vom fahrenden Wagen kurz vor der Brücke ab und läßt diesen allein über die Brücke rollen. Sie ist jedoch frei von Minen. Der Feind scheint mit dem Eintreffen der Deutschen noch nicht gerechnet zu haben. Die Besatzung, die nachgeeilt war, springt wieder auf, und sie tasten sich wieder vorsichtig weiter.

Jetzt stehen sie dicht vor dem Fort. Die gewaltigen, auf See gerichteten Geschütze sind deutlich erkennbar. Da tritt für einige Augenblicke der Mond aus einer Wolkendecke hervor und beleuchtet für kurze Zeit das Fort.

Einem eigenartigen Gefühl folgend, taucht der Oberleutnant Mannsdorf in seinem Turm unter, keine Sekunde zu früh, denn gleich darauf erfüllt eine fürchterliche Detonation die Luft. Sein Wagen ist für kurze Zeit in eine Feuergarbe gehüllt. Die Besatzung wird von ihren Sitzen geworfen und stößt hart gegen die Panzerwände ihres Wagens.

Erst einige Sekunden später erholen sie sich von ihrer Benommenheit und erkennen, daß man ihnen eine geballte Handgranatenladung vor den Panzer geworfen hat. Sie sind alle noch heil. Die erste Sorge gilt dem Wagen, er ist zwar zerkratzt, aber sonst in Ordnung. Deutscher Stahl hat auch hier dem französischen Sprengstoff getrotzt.

Mittlerweile war es um die Panzer lebendig geworden. Gewehrschüsse fallen, von links beginnt ein feindliches MG zu kläffen, aber die Richtschützen stehen auf Posten. Einige gut gezielte Granaten bringen auch dies zum Schweigen. Die Kradschützen bewegen sich dicht an den starken Betonmauern, um Eingänge zu erkunden. Sie standen gerade vor einem solchen Eingang, als mehrere Franzosen, die anscheinend die Lage noch immer nicht ganz erfaßt hatten, herausgelaufen kamen und ihnen zubrüllten: „Etes-vous Allemands?" Ein paar Pistolenschüsse eines Leutnants gaben ihnen die gebührende Antwort. Sie verschwanden, Verwundete zurücklassend, schreiend im Fort. Es war drei Uhr früh, der Auftrag der Panzer war erfüllt. Die Grundlagen für den Angriff erkundet.

Unter Ausnutzung der Erkundungsergebnisse soll also das Fort genommen werden. Nach kurzer Artillerievorbereitung antreten zum Angriff!

In zwei voneinander unabhängigen Unternehmungen soll die 6. Kompagnie mit einer Kradschützenkompanie von rechts, die 8. Kompanie mit einer Kradschützenkompanie links angreifen. Der Angriff links ist deswegen besonders schwierig, weil in der linken Flanke eine zur Verteidigung hergerichtete Kaserne liegt und, was besonders unangenehm ist, das Angriffsgelände nach See zu vollkommen offen ist. Bereits in der Bereitstellung schlägt heftiges Artilleriefeuer, größtenteils aus den vor der Küste kreuzenden feindlichen Zerstörern, deren Silhouetten deutlich zu erkennen sind, und die Breitseite auf Breitseite mit ihren schweren Geschützen gegen sie donnern. Dieses Feuer kann auch weder von der eigenen Artillerie wirksam noch von den Panzern selbst bekämpft werden. Für sie sind die Entfernungen zu groß.

Neun Uhr, man hört die dumpferen Einschläge der Nebelgranaten, das Zeichen zum Antreten; die Panzer rollen.

Das Fort hat sich in einen brodelnden Hexenkessel verwandelt; der Nebel der deutschen Artillerie liegt ausgezeichnet. Auf dem Heck der vorwärtsstürmenden Panzer kauern die Stoßtrupps der Kradschützen. Im Schutze eines hohen Bahndammes springen die Stoßtrupps von dem Kampfwagen, um sich nun zu Fuß an das nur mehr sechshundert Meter entfernte Fort heranzuarbeiten.

Der Bahndamm bildet ein schweres Hindernis für die Panzerwagen, doch auch dieses wird vom überlegenen Können der Fahrer und der Güte des Materials gemeistert. Das eigene Artilleriefeuer hat aufgehört, die Geschütze und MGs des Forts beginnen wieder zu feuern und verstärken die immer besser werdende Wirkung der Schiffsgeschütze.

Aber die Panzer sind mittlerweile nahe genug herangekommen und nehmen nun selbst den Feuerkampf gegen das Fort auf. Schuß auf Schuß jagt aus den Panzergeschützen mit vernichtender Wirkung gegen die Scharten des Werkes.

Ein Langrohrgeschütz, das sich drohend gegen die Angreifer wendet, wird nach kurzem Kampf außer Gefecht gesetzt. Die

Richtschützen schießen kaltblütig und sicher, obwohl Granate um Granate der schweren Schiffsgeschütze in unmittelbarer Nähe krepiert. Unbeirrt vom Artilleriefeuer setzt die in vielen Gefechten erprobte Kompanie den Kampf fort. Es gilt, den Weg für die vorgehenden Stoßtrupps zu ebnen, koste es, was es wolle.

Heftiges MG-Feuer peitscht aus der in ihrer linken Flanke noch vom Feind besetzten Kaserne und drückt die wackeren Stoßtruppmänner zu Boden. Wenige Sekunden später aber haben die zum Flankenschutz eingesetzten Panzer auch diesen neuen Feind erkannt und angegriffen. Er ist in kurzer Zeit vernichtet. Der vorher genau besprochene Einsatz läuft wie ein Uhrwerk ab. Die Panzer stehen dicht vor dem Fort. Der Kampf hat seinen Höhepunkt erreicht.

Die todesmutigen Stoßtruppmänner sind in das Fort eingedrungen.

Nach kurzer Zeit weht das Hakenkreuzbanner auf den Türmen des Werkes. Vierhundert Gefangene und reiche Beute sind der Lohn des Einsatzes. Panzer gegen feindliche Festungen! Ein früher unmöglich erscheinendes Unternehmen. Aber Kampfgeist und Material der jungen deutschen Panzerwaffe haben das Unmögliche möglich gemacht. Ihnen gehört der Sieg.

Der schönste Lohn für die Kompanie aber ist, daß trotz zahlreicher schwerer Treffer alle Kämpfer wohlbehalten in ihre Ausgangsstellung zurückkehrten. Das Sperrfort ist fest in deutscher Hand, wenig später fallen auch Stadt und Zitadelle von Boulogne.

Aber auch von der anderen Seite wird der Angriff an das Fort de la Crèche herangetragen.

Wie der Wind brauste auch die andere Abteilung durch die Dörfer. Erschrocken wichen die Dorfbewohner von der Straße zurück.

Lange Kolonnen gefangener Franzosen und Engländer marschierten nach rückwärts. Noch immer war es ihnen nicht begreiflich, daß deutsche Panzerdivisionen bis zu ihren letzten Linien durchgebrochen sind. Ihre Propaganda hatte ihnen eingetrichtert, daß die deutschen Panzerwagen hilflose Blechkästen

seien, die keinerlei Strapazen aushalten könnten. Jetzt hatten sie Gelegenheit, diese „Blechkästen" kennenzulernen.

Sechs Kilometer vor Boulogne bogen sie rechts ab. Es war schon dunkel. Sie mußten sich anstrengen, den vordersten Wagen zu sehen, um die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Nahe auffahren war hier die einzige Möglichkeit. Die Straße war schlecht, der Staub, von dem Auspuff und den Raupen des vorderen Panzers aufgewirbelt, erschwerte die Orientierung.

Sie wußten, daß sie schon nahe an Boulogne heran waren und nordwestlich der Stadt in Bereitstellung gingen. Wollten sie am anderen Morgen umfassend angreifen? Oder würden sie weiterfahren nach Calais?

Unter hohen und dichten Bäumen fuhren die Panzer scharf an die rechte Straßenseite. Es war nach Mitternacht.

Jetzt erst können die Panzermänner an sich selbst denken; rasch ein Stück Brot und einen Trinkbecher heißen Kaffee, dann legen sie sich schlafen. Drei Mann im Kampfwagen, zwei Mann außen am Heck.

Am anderen Morgen ist um acht Uhr Wecken. Gleichzeitig kommt das Kommando:

„Fertig machen!"

Die Männer orientieren sich kurz in der Umgebung und hören, daß sie nur vier Kilometer vor der Küste stehen.

Die Aufgabe der Kompanie heißt, eine Küstenbefestigung nördlich Boulogne zu stürmen.

Aufsitzen! Anwerfen! Marsch!

Langsam fährt die Kompanie an. Jeder Mann ist auf seinem Platz. Kurz wird noch einmal alles überprüft, besonders Waffen und Optik. Bereits nach fünfhundert Metern kommt der Befehl:

„Gefechtsbereitschaft!"

Die Luken werden geschlossen, die Waffen geladen und entsichert.

Die Panzer überqueren die Straße Boulogne—Calais und biegen rechts auf einen Promenadenweg ab. Am Ende dieses

Richtschützen schießen kaltblütig und sicher, obwohl Granate um Granate der schweren Schiffsgeschütze in unmittelbarer Nähe krepiert. Unbeirrt vom Artilleriefeuer setzt die in vielen Gefechten erprobte Kompanie den Kampf fort. Es gilt, den Weg für die vorgehenden Stoßtrupps zu ebnen, koste es, was es wolle.

Heftiges MG-Feuer peitscht aus der in ihrer linken Flanke noch vom Feind besetzten Kaserne und drückt die wackeren Stoßtruppmänner zu Boden. Wenige Sekunden später aber haben die zum Flankenschutz eingesetzten Panzer auch diesen neuen Feind erkannt und angegriffen. Er ist in kurzer Zeit vernichtet. Der vorher genau besprochene Einsatz läuft wie ein Uhrwerk ab. Die Panzer stehen dicht vor dem Fort. Der Kampf hat seinen Höhepunkt erreicht.

Die todesmutigen Stoßtruppmänner sind in das Fort eingedrungen.

Nach kurzer Zeit weht das Hakenkreuzbanner auf den Türmen des Werkes. Vierhundert Gefangene und reiche Beute sind der Lohn des Einsatzes. Panzer gegen feindliche Festungen! Ein früher unmöglich erscheinendes Unternehmen. Aber Kampfgeist und Material der jungen deutschen Panzerwaffe haben das Unmögliche möglich gemacht. Ihnen gehört der Sieg.

Der schönste Lohn für die Kompanie aber ist, daß trotz zahlreicher schwerer Treffer alle Kämpfer wohlbehalten in ihre Ausgangsstellung zurückkehrten. Das Sperrfort ist fest in deutscher Hand, wenig später fallen auch Stadt und Zitadelle von Boulogne.

Aber auch von der anderen Seite wird der Angriff an das Fort de la Crèche herangetragen.

Wie der Wind brauste auch die andere Abteilung durch die Dörfer. Erschrocken wichen die Dorfbewohner von der Straße zurück.

Lange Kolonnen gefangener Franzosen und Engländer marschierten nach rückwärts. Noch immer war es ihnen nicht begreiflich, daß deutsche Panzerdivisionen bis zu ihren letzten Linien durchgebrochen sind. Ihre Propaganda hatte ihnen eingetrichtert, daß die deutschen Panzerwagen hilflose Blechkästen

seien, die keinerlei Strapazen aushalten könnten. Jetzt hatten sie Gelegenheit, diese „Blechkästen" kennenzulernen.

Sechs Kilometer vor Boulogne bogen sie rechts ab. Es war schon dunkel. Sie mußten sich anstrengen, den vordersten Wagen zu sehen, um die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Nahe auffahren war hier die einzige Möglichkeit. Die Straße war schlecht, der Staub, von dem Auspuff und den Raupen des vorderen Panzers aufgewirbelt, erschwerte die Orientierung.

Sie wußten, daß sie schon nahe an Boulogne heran waren und nordwestlich der Stadt in Bereitstellung gingen. Wollten sie am anderen Morgen umfassend angreifen? Oder würden sie weiterfahren nach Calais?

Unter hohen und dichten Bäumen fuhren die Panzer scharf an die rechte Straßenseite. Es war nach Mitternacht.

Jetzt erst können die Panzermänner an sich selbst denken; rasch ein Stück Brot und einen Trinkbecher heißen Kaffee, dann legen sie sich schlafen. Drei Mann im Kampfwagen, zwei Mann außen am Heck.

Am anderen Morgen ist um acht Uhr Wecken. Gleichzeitig kommt das Kommando:

„Fertig machen!"

Die Männer orientieren sich kurz in der Umgebung und hören, daß sie nur vier Kilometer vor der Küste stehen.

Die Aufgabe der Kompanie heißt, eine Küstenbefestigung nördlich Boulogne zu stürmen.

Aufsitzen! Anwerfen! Marsch!

Langsam fährt die Kompanie an. Jeder Mann ist auf seinem Platz. Kurz wird noch einmal alles überprüft, besonders Waffen und Optik. Bereits nach fünfhundert Metern kommt der Befehl:

„Gefechtsbereitschaft!"

Die Luken werden geschlossen, die Waffen geladen und entsichert.

Die Panzer überqueren die Straße Boulogne—Calais und biegen rechts auf einen Promenadenweg ab. Am Ende dieses

Weges liegt ein Park, darin ein hoher, weit sichtbarer Obelisk, ein Denkmal für die Gefallenen der französischen Kriegsmarine.

Nach dem Park biegen sie wieder links ab. Da erhalten sie auch schon den ersten Kugelregen.

Sie kommen zu einer Brücke, über die sie unbedingt hinweg müssen. Ist sie noch unbeschädigt? Oder fliegt sie in die Luft, wenn der erste Wagen darüberrollt?

Schon springt unter starkem feindlichen Feuer der Ladeschütze aus dem Panzer des Kompaniechefs auf die Straße, untersucht die Brücke nach Sprengladungen und durchschneidet ein Zündkabel. Der erste Wagen ist drüben.

Einige hundert Meter vor ihnen versucht feindlicher Troß zu fliehen, er wird in Brand geschossen.

Nach Durchfahren einer kleinen Häusergruppe können sie bereits die Lage übersehen. Das Fort liegt hinter einem Hügel, knapp an der See.

Um es anzugreifen, müssen sie den Hügel hinauf. Dabei kommt ihnen das wellige Gelände zustatten.

Sprungweise, von Hügel zu Hügel arbeiten sie sich mit den Panzern vor und gehen an den höchsten Stellen in Hinterhangstellung. Einzelne Panzerwagen hat der Franzose erkannt und schießt darauf in direktem Beschuß mit seiner Artillerie, ohne aber zu treffen.

Aber schon nach wenigen Minuten schweigen die Geschütze. In wirrer Hast flüchtet der Franzose in die Keller und Kasematten des Forts . . . .

Boulogne, die Hafenstadt vor Englands Toren, muß fallen, sie muß ihnen gehören, das ist jetzt ihr einziger Gedanke.

Boulogne! Boulogne! rattern die Ketten der Panzer.

Drauf und dran! so schlagen die Herzen der Panzermänner dazu den Takt.

Das wird kein leichter Kampf hier, das wissen sie. Der Gegner wehrt sich zäh und verzweifelt. Vor ihm stehen deutsche Panzer in weitem Bogen, hinter ihm liegt das Meer. Seine Schiffe sind durch einen Stukaangriff zum Teil vernichtet, zum Teil in die Flucht geschlagen. So wehrt er sich schon den ganzen

Zerschossener französischer Panzer vor den Hausruinen von Beaumont

Die Küste ist erreicht: Drüben liegt England!

Tag. Auch heute kommen die deutschen Soldaten nicht zum Ziel, obwohl die Sonne schon hoch im Mittag steht. Verbissene Wut packt sie. Und es wird ihnen doch gelingen!

So fahren sie die lange Hauptstraße hinab, an deren unterem Ende ein Knick die Sicht zur kaum zweihundert Meter entfernten Zitadelle versperrt. Da hinein aber müssen sie, denn dort sitzt das Widerstandszentrum. Von allen anderen Seiten nähern sich auch Panzereinheiten und Schützen der Zitadelle.

Der leichte Zug sichert weiter oben die Straße, während der Chef der 1. Kompanie mit seinem Panzer vorfährt. Über die Barrikaden aus Pflastersteinen und Fahrzeugen aller Art schiebt sich der Koloß vorwärts.

Rasendes MG- und Pak-Feuer ist zu hören. Eine Staubwolke von Einschlägen und Abschüssen hüllt den Panzer ein, der aus allen Rohren feuert. Zwei weitere Panzer, knapp hinter ihm, unterstützen den Vorstoß. Doch nach wenigen Sekunden sieht man die Wagen wieder zurückrollen in ihre Deckung. Das Feuer ist zu mörderisch, noch ist die Zitadelle nicht sturmreif.

Mittlerweile sind Granatwerfer in den Höfen der umliegenden Häuser in Stellung gegangen. Salve um Salve schlägt nun in steilem Bogen hinter die Barrikaden und Mauern mitten in die feindlichen Stellungen. Ruhig und umsichtig steht der Hauptmann auf einem Balkon und leitet das Feuer.

Von Haus zu Haus arbeiten sich die Schützen vorwärts.

Immer wieder fegen einzelne Schüsse oder feindliche MG-Garben die Straße entlang. Jede Kellerluke, jedes Dachfenster ist von Franzosen besetzt. Immer wieder richten die schweren Panzer ihre Rohre auf irgendein Haus, und im lauten Aufbellen des Abschusses prasseln Ziegel und Mauerstücke auf die Straße. Widerstandsnest um Widerstandsnest wird so ausgeräuchert. Schrittweise gehen die Feldgrauen im Schutze der Panzer vor. Wunderbar, wie diese Zusammenarbeit ohne viel Worte klappt. Viele Stunden geht schon so der Straßenkampf. Viele hunderte Gefangene werden schon nach hinten gebracht.

Das Vorgelände ist gesäubert. Nun kann zum entscheidenden Schlag ausgeholt werden.

Die deutschen Truppen werden aus der Stadt zurückgenommen. Nach schwerem Vernichtungsfeuer der deutschen Artillerie stoßen Panzer und Schützen wieder vor. Um den Straßenknick herum, bis vor die Zitadelle rückt der eiserne, feuerspeiende Wall der Panzer. Aus allen Rohren sprüht Tod und Verderben für den Franzmann.

Im Nu haben die Schützen die umliegenden Häuser vom Feinde gesäubert, während Panzer die Straßensperre aus Munitions- und Betriebsstoffwagen vor der Zitadelle auseinanderziehen. Doch bald brennen die Fahrzeuge — durch Leuchtspurmunition getroffen — lichterloh und machen eine weitere Annäherung unmöglich.

In der langsam hereinbrechenden Nacht beleuchten sie als gigantische Fackel das Geschehen am Kampffeld.

Gepanzerte Geschütze und schwere Panzer vereinen ihr Feuer und jagen aus hundertfünfzig Meter Entfernung Schuß auf Schuß gegen die hohe, aus schweren Quadern gefügte Mauer. Bald klaffen dort die ersten Breschen.

Ununterbrochen hämmern die MGs und lassen ihre Leuchtspurgarben durch die Nacht fegen. Der Franzmann wagt es nicht mehr, den Kopf zu erheben.

Gespenstisch heben sich die dunklen Silhouetten der Panzer von dem rotflackernden Feuer ab. Huschende Gestalten springen von Deckung zu Deckung.

Nun sitzen die deutschen Soldaten dem Gegner im Nacken! Die ganze Nacht dauert das vernichtende Feuer. Am Morgen ist die Zitadelle sturmreif. Die Verteidiger treten in Übergabeverhandlungen ein. Und als aus dem sich nun öffnenden Tor der Zitadelle zehntausend Mann in die Gefangenschaft marschieren, erfüllt alle das stolzeste Gefühl, als Panzerleute in wunderbarer Zusammenarbeit mit den anderen Waffen einen recht wesentlichen Anteil an diesem Siege zu haben.

Blutigrot färbt die ins Meer untergehende Sonne den über Boulogne aufsteigenden Qualm. Ein erfolgreicher Tag geht zu Ende. Das Ziel ist erreicht, sämtliche Küstenbefestigungen sind genommen. Die französischen Marineeinheiten werden in

großen Marschkolonnen nach rückwärts abtransportiert. Die Panzerkampfwagenbesatzungen haben sich ein kleines Abendbrot zubereitet und genießen die eingetretene Ruhe.

Da, plötzlich Alarm ...

Oberleutnant von Jaworski winkt von weitem und deutet an: „Sofort zwei Panzerkampfwagen zu mir!"

Während die Fahrer die Motoren anwerfen, sind gleichzeitig die Wagen gefechtsbereit. Der Kompaniechef springt auf den vordersten Wagen und gibt eine ganz kurze Weisung:

„Englischer Zerstörer will im Hafen von Boulogne Truppen landen."

Der Kommandant befiehlt schnellstes Tempo, die beiden Wagen rasen auf der geraden Straße durch die Kolonie, biegen von dieser ab, um den kürzeren Weg zu wählen, stoßen bis an die äußerste Landecke vor, von der aus man siebzig Meter tief die Hafenanlage sehen kann.

Da klingt schon die Stimme des Kommandanten auf, es klingt fast wie ein Jubeln!

„Ein Uhr fünfhundert Meter Zerstörer!"

Sofort die Quittung des Richtschützen:

„Ziel erkannt."

Die ersten beiden Granaten haben bereits das Rohr verlassen, das Anschießen ist beendet. Der Ladeschütze arbeitet, so rasch es ihm nur möglich ist. Der Richtschütze richtet dauernd nach, ohne den Abzug zu lösen. Granate auf Granate verläßt das Rohr. Der Zerstörer macht sich langsam zum Anlegen fertig. Truppenteile stehen, deutlich erkennbar, dicht gedrängt auf den Decks. Überall fieberhafte Tätigkeit.

Die unheimliche Wucht der einschlagenden Granaten läßt alle die, die nicht vom Deck gefegt werden, planlos hin und hereilen. Sie wissen nicht, wo der Feind sich befindet.

Der Zerstörer erhöht seine Fahrt, um sich der Sicht der Kampfwagen zu entziehen. Diese, dauernd gezwungen, auf kürzeste Zeit das Feuer zu unterbrechen, um sprungweise ihre Stellung vorzuverlegen, stehen noch nicht ruhig, und schon zischen in schneller Hast Granaten durch die Luft. Unmittelbar vor dem

Kommandantenturm erkennt man eine etwa fünf Meter hohe, jäh aufsteigende, hellgelbe Stichflamme. Von da ab bleibt das Vorderdeck durch starke Qualm- und Rauchentwicklung der Beobachtung der Panzerkampfwagen verhüllt.

Erst jetzt versucht die Besatzung des Schiffes sich zu wehren. Achtern verläßt eine Breitseite nach der anderen das Schiff. Von allen Seiten setzt nun der Feind mit starkem Abwehrfeuer ein. Von der dem Hafen gegenüberliegenden Höhe schießt feindliche Flak her. Es sind etwa zehn Mündungsfeuer erkennbar.

Nachdem, vermutlich durch Funk, der Standort der Deutschen den auf hoher See kreuzenden, feindlichen Kriegsschiffen gemeldet ist, überschütten diese die Panzerwagen mit einem Hagel von Brisanzgranaten und Schrapnells.

Sämtliche Luken und Klappen müssen geschlossen werden, wodurch aber die fieberhafte Tätigkeit der Besatzung trotz der ungünstigen Umstände nicht behindert wird. Der Dampf und Rauch der eigenen Pulvergase, die jedesmal aus dem geöffneten Verschluß rotleuchtend sich in dem Kampfraum verteilen, lassen alle Konturen schemenhaft und verschwommen erscheinen. Die Luft wird undurchdringlich, beißend und reizt die Atemwege.

Aber der Erfolg gehörte ihnen doch. Denn der Zerstörer sank — schwer getroffen — ab zu Churchills großer Meeresgrundflotte!

Aber weiter geht es, immer weiter!

Am frühen Morgen sind sie aus einem Ort bei Boulogne aufgebrochen, noch immer ging die Fahrt weiter nach Nordosten.

Vor einigen Stunden hatten sie Watten passiert, das noch vor kurzem in der Hand des Feindes gewesen war. Das dumpfe Grollen des Artilleriefeuers vor ihnen wurde hörbar. Leise begann es zu regnen. Die Nacht war pechschwarz, nur ab und zu wurde das Gelände durch Leuchtfallschirme erhellt, die der Engländer aus Flugzeugen abwarf.

Plötzlich standen die Panzer in einem noch unversehrten Gehöft, als der Befehl kam: „Fahrzeuge getarnt aufstellen, die Kompanie geht zu kurzer Rast über!" Todmüde legten die Panzermänner sich auf etwas Stroh, das schnell neben die Fahr-

zeuge gebreitet war, und hörten auch schon das Feuer der Batterie nicht mehr, die ganz in ihrer Nähe ihre Granaten gegen den Feind sandte.

Noch war der Tag nicht angebrochen, als die Motoren schon wieder liefen und die Kompanie sich zum Abmarsch fertig machte. Der Kompaniechef gab schnell die Lage bekannt: „Als letzten Stützpunkt in diesem Abschnitt verteidigt der Feind hartnäckig den Ort Wormhoudt. Die SS-Leibstandarte Adolf Hitler greift Wormhoudt heute früh an. Die II. Abteilung hält sich bereit, mit in das Gefecht einzugreifen und erreicht den Ortsrand . . ."

Ein trüber Morgen brach an, als die Panzer dem Feind entgegenrollten, aber bald schien es, als ob der Tag noch schön werden wollte, denn die dünne Wolkendecke zerriß, und die Sonne brach durch.

Da waren auch schon die ersten Feindaufklärer. In ihrer Begleitung einige Jäger. Doch die Kameraden der Luftwaffe ließen ebensowenig auf sich warten; es dauerte nicht lange, da waren keine feindlichen Aufklärer mehr zu sehen; nur einige Rauchwolken, die in der Ferne vom Boden aufgingen, erinnerten noch an diesen morgendlichen Spuk . . .

Gegen neun Uhr wurde der Ortsrand erreicht. Zahlreiche Wiesen, die alle von übermannshohen Hecken umgeben waren, boten gute Gelegenheit unterzuziehen.

Etwa achthundert Meter vor ihnen lag der Ort Wormhoudt. Jeden Augenblick erwarteten die Soldaten den Angriffsbefehl, doch es hieß warten.

Noch war vor ihnen alles ruhig, das Artilleriefeuer der vergangenen Nacht war langsam eingeschlafen, alles bereitete sich zum letzten Sturm vor.

Schnell noch einmal die Waffen nachgesehen, die Motoren überprüft und dann etwas geschlafen, um möglichst frisch zu sein!

Berstendes Krachen weckte die Panzermänner unsanft. Da, schon wieder! Aha, der Feind schoß Sperrfeuer vor seine Stellungen. Nun ging es Schlag auf Schlag. Haarscharf schlugen die Lagen kurz vor ihnen ein. Ab und zu flogen die

Splitter durch die Hecke und sprangen klingend von den Panzern ab, die unmittelbar dahinter standen.

Die Panzerbesatzungen lagen auf der anderen Seite der Panzer und rauchten oder unterhielten sich, manche schliefen schon wieder. Gegen zwölf Uhr ertönte plötzlich der Ruf: „Leutnant v. Hopffgarten zum Chef!" Endlich der ersehnte Befehl!

„Der Führer der SS-Leibstandarte befindet sich in vorderster Linie mit seinem Stabe in Wormhoudt mit dem Feind im Kampf. Der 3. Zug wird der 6. Kompanie unterstellt. Sie melden sich mit Ihrem Zuge am Ortsausgang. Dort folgt weiterer Befehl!"

Nach einer halben Stunde war der Zug dort eingetroffen.

Unterdessen hatte sich das Artilleriefeuer verstärkt, eigene Artillerie schoß nach Wormhoudt hinein.

Dicht neben der 6. Kompanie schoß ein mittlerer Zug der 8. Kompanie in den Wasserturm von Wormhoudt, in dem der feindliche Artilleriebeobachter gesessen hatte, und über noch niedrig stehende Kornfelder ging die SS gegen Wormhoudt vor. Der 3. Zug hatte die Sicherung nach rechts übernommen, um einen etwaigen feindlichen Flankenangriff sofort abwehren zu können.

Fünfhundert Meter vor ihnen befanden sich die ersten Hecken und Gebüsche: die feindliche Stellung! Bis dahin zogen sich Felder, auf denen das junge Getreide kniehoch stand. Vom Feind war nichts zu sehen. Nur MG-Garben, die in dichter Folge über die Deutschen hinwegpeitschten, zeugten von seiner Anwesenheit. Der Feind saß, meisterhaft getarnt, irgendwo vor ihnen.

Schon lagen die vordersten Teile der angreifenden SS knapp zweihundert Meter vor den ersten Büschen, als auch für die Panzer der Angriffsbefehl kam:

„Der Zug greift zur Unterstützung der SS auf dem rechten Flügel der 6. Kompanie an. Angriffsziel die große Cassel-Dünkirchen-Straße, die sich quer zur Angriffsrichtung durch den Ort zieht. Antreten auf Funkbefehl!"

Noch zwei Minuten, und schon tönt es in dem Kopfhörer: „Neidhardt Marsch!" Jetzt nur Gas geben, immer schneller,

schon sind die Hecken erreicht! Auf kürzeste Entfernung erkennen sie zwei Pak, die verlassen dastehen. Da sind auch schon die ersten Häuser. Zwei Panzer, die Unteroffiziere Kunze und Kellermann, erhalten von Leutnant Hopffgarten den Befehl, zweihundert Meter weiter rechts in den Ort hineinzufahren. Mit ihnen fährt der 4. Panzer des Zuges mit dem Gefreiten Gebhardt, der sich immer dicht neben ihnen hält. Noch immer ist vom Feind nichts zu sehen, man kann ihn nur hören. Gespannt sehen sie aus dem Turm heraus, hinter ihnen, neben ihnen sind schon die tapferen SS-Männer, die darauf brennen, an den Feind zu kommen.

Weiter geht es vor. Verdammt, wo sind bloß die Kerle? Durch mehrere Zäune und Eisengitter sind die Panzer schon hindurchgefahren, es ist, als hätten sich die Burschen in die Erde verkrochen.

Da, rechts in einer Einfahrt steht ein englischer Panzerspähwagen, an dem noch einige Soldaten herumhantieren. Wie endlos lange erscheint die Zeit, bis der Turm nach rechts gedreht ist! Um Sekunden kommt Leutnant Hopffgarten ihm zuvor.

Fünf Schuß mit der Kwk ... aus!

Jetzt wird es vor ihnen lebendig. Einzeln springen die Engländer zurück, die Waffen in den Händen. Rechts greift auch der zweite Panzer ein, und die Männer der SS bringen ihr MG in Stellung. Aber nur nicht aufhalten lassen, weiter, weiter, damit der Feind nicht zur Ruhe kommt!

Schon stehen die Panzer auf einer Straße, die in den Ort hineinführt. Da fetzen die Geschosse entlang, daß sie nur noch ab und zu aus dem Turm herausſehen und sich umblicken können.

Vor ihnen gabelt sich die Straße. Leutnant Hopffgarten fährt links, Gebhardt rechts herum. Verlassene Fahrzeuge stehen an der Straße. Plötzlich schreit ein Fahrer, der Gefreite Kremer: „Da vorn, halb rechts, Pak! Treffer!" Nicht einmal das Aufblitzen der Geschütze war zu sehen. Mit MG und Kanone wird in die angegebene Richtung in eine Hecke hineingeschossen, die sich da entlang zieht. Da, Hemmung an beiden Waffen!

Leutnant Hopffgarten ſchreit den Fahrer an: „Ein Stück zurückſetzen!“ Während er den Gang hineinlegt und ganz langſam zurückfährt, ſchließt der Leutnant einen Augenblick die Augen und wartet auf den zweiten Schuß der Pak. Doch nichts geſchieht. Er mußte getroffen haben!

Zu allem Unglück rutſcht der Panzer nun auch in einen Straßengraben hinein und kommt allein nicht mehr heraus. Alſo abſitzen, den anderen Panzer heranholen, um ihn wieder flott zu bekommen! Nach unendlicher Mühe gelingt auch das. In Schweiß gebadet, verſchnaufen ſie eine Weile und folgen dann dem Lauf der rechten Straße, auf der ſchon Teile der SS weiter vorgegangen ſind. Nach kurzer Zeit iſt die Straße, das Angriffsziel, erreicht.

Auch die beiden Panzer des Zuges, die rechts in den Ort hineingefahren waren, hatten unterdeſſen das Ziel erreicht. Ihnen war es gelungen, einige Pak abzuſchießen, ohne daß dieſe einen Treffer hatten anbringen können. Ein Lkw., vollbeſetzt mit Engländern, die noch zu entfliehen verſuchten, wurde von Unteroffizier Kellermann in Brand geſchoſſen und vernichtet. Schließlich konnten ſie noch etwa vierzig Gefangene den Kameraden der SS übergeben. —

Ein regenſchwerer Nachmittag ſenkt ſich über das franzöſiſche Land. Die Gegend wird immer fruchtbarer, ſtarker Duft liegt in der Luft nach aufbrechender Ackerkrume und friſchen Wieſen. Man ſpürt es überall, der Sommer iſt da.

Dichte, dunkle Wolkenſchatten ziehen über die Felder. Ein leichter Sprühregen ſetzt ein, von den Zweigen tropft es ...

Das Panzerregiment hält. Der Widerſtand des letzten großen franzöſiſchen Dorfes iſt ſehr ſtark geweſen, aber er mußte gebrochen werden. Ganz gleich, wieviel Opfer es beim Feind koſtete.

Da liegen ſie nun. Franzoſen über Franzoſen, ſchwarze, weiße und braune. Ihre Uniformen ſind zerfetzt. Die glaſigen Augen der Toten ſtarren gegen den regenverhangenen Himmel, als klagten ſie an. Als klagten ſie jene an, die frivol die Kinder dieſes fruchtbaren Landes gegen ein friedliches Volk jenſeits des

Rheins hetzen. Gegen ein Volk allerdings, das seinen Frieden auch durch die Schärfe des Schwertes zu wahren versteht.

Die Sicherungen sind ausgestellt. Ein Überfall ist hier wohl nicht mehr zu befürchten. Zu hart hat die gepanzerte Faust der deutschen Armee zugeschlagen, das Dorf ist ein einziger Trümmerhaufen.

Die Panzerspähwagen sind nach Osten und nach Süden unterwegs, um festzustellen, ob und welche Kräfte der Feind vielleicht neu gegen das Panzerregiment in Marsch setzt.

Die anderen aber ruhen aus. Sie wissen, daß es nur eine Ruhe vor dem Sturm ist, denn spätestens morgen wird wieder der Eisenhagel auf ihre Panzer niedergehen, und ein neuer Feuerorkan wird aus den Rohren ihrer Panzerkanonen prasseln. Die Nacht aber soll ihnen gehören. Diese regenschwere Nacht voller gefährlicher Geheimnisse im nördlichen Frankreich.

Die Gedanken wandern zurück. Auch 1914 hatte die beste Armee der Welt versucht, auf diesem Wege gegen den Kanal vorzustoßen, um England, diesen gefährlichen Räuberstaat, in die Flanke zu treffen. Vergeblich.

Das Gesetz des Handelns hatte die deutsche Führung damals längst nicht mehr. So mußte es kommen, wie es kam. So mußte es anders enden, als es begann. Im Weltkrieg war kein deutscher Soldat bis zu dieser Stelle vorgedrungen, an der das Panzerregiment jetzt schon steht. —

Der erste Panzerspähwagen der Patrouille kommt wieder ins Dorf zurück. Der Kommandeur, dem der Wagen gemeldet wird, tritt heran.

„Nun", fragt er den Fahrer, „was ist los?"

„Nichts Neues, Herr Major. Ein paarmal haben wir unterwegs etwas auf das Eisen bekommen. Infanteriefeuer. Feindpanzer waren nicht zu sehen. Der zweite Panzerspähwagen bog auf der Landstraße nach Süden ab, um dort aufzuklären. Er muß auch bald zurück sein."

„Danke". Der Kommandeur legt die Hand an die Mütze. Er wirft noch einen Blick in die Richtung, aus der der zweite Wagen kommen muß, aber noch ist von ihm nichts zu sehen. Nun, auf den Führer des zweiten Wagens, Leutnant Steinbrecher, kann man sich verlassen. Freiwillig hat er für einen verwundeten Kameraden die Patrouille übernommen. Es ist nicht sein erstes gefährliches Unternehmen. Der Kommandeur weiß das.

Drei Stunden vergehen. Der zweite Wagen mit Leutnant Steinbrecher ist längst überfällig. Der Major preßt die Lippen zusammen, ein schlechtes Zeichen bei ihm. Die anderen wissen, er sorgt sich um die Patrouille.

Neuer Befehl: Zwei Kradfahrer werden angesetzt. Sie sollen hinter dem Spähwagen her. Der Kommandeur will Gewißheit haben.

Gerade heulen die Motoren auf, da entsteht am Eingang des Dorfes eine Bewegung. Ein paar Panzermänner winken und rufen, und dann biegt auch schon der vermißte Spähwagen in die Dorfstraße ein.

Aber man sieht sogleich: irgendetwas ist da nicht in Ordnung. Wie langsam er fährt! Und wie sieht der Wagen aus! Die linke Seite ist völlig zerfetzt. Wie ein waidwundes Tier schleicht er heran.

Besorgt geht ihm der Kommandeur entgegen.

„Steinbrecher", ruft er, und noch einmal: „Steinbrecher!"

Aber der Leutnant Steinbrecher meldet sich nicht. Unteroffizier Neumann klettert heraus. Um seinen Kopf hat er eine blutdurchtränkte Binde. Er taumelt fast, reißt sich aber zusammen und nimmt Haltung an. Erst jetzt sieht man, daß das Blut in zwei dünnen Rinnsalen unter der Binde hervorsickert und in den Kragen läuft. Der Unteroffizier bewegt die Lippen. Er will etwas sagen, seine Augen sind ganz starr . . .

Da weiß der Kommandeur genug. Er weiß, daß der Leutnant Hans Steinbrecher diese kühne Fahrt gegen den Feind mit seinem Leben bezahlte.

Der Major legt dem Unteroffizier die Hand auf die Schulter.

Ganz leise und behutsam. Es ist, als stände ein Vater seinem Sohn gegenüber.

„Lassen Sie sich zuerst richtig verbinden", sagt der Kommandeur „und dann berichten Sie mir". Er hebt grüßend die Hand und will gehen.

Da stößt der Unteroffizier Neumann das erste verständliche Wort heraus.

„Herr Major", sagt er und hat noch immer die Hände an der Hosennaht, „wir sind sechs Kilometer südlich von hier in einen Feuerüberfall französischer MG-Schützen geraten, auch ein Geschütz war dabei. Eine Granate hat den Wagen getroffen, und der Leutnant . . ." Der Unteroffizier kann nicht weitersprechen, ihm ist, als drücke eine unsichtbare Faust die Kehle zu, denn sein Leutnant ist sein bester Kamerad gewesen. —

Die Panzermänner heben den Toten vorsichtig aus dem Wagen heraus. Die feindliche Granate hat ganze Arbeit getan. Sie decken einen Mantel über die zerschossene Brust. Der Kommandeur steht lange vor seinem jüngsten Offizier. Er blickt in das junge Antlitz, über dem ein friedliches Lächeln liegt. Die anderen haben schweigend den Raum verlassen. Der Kommandeur ist mit seinem Leutnant allein.

Seine hagere Gestalt strafft sich, grüßend legt er noch einmal die Hand an die Mütze, dann geht er mit harten Schritten hinaus.

In der Frühe des nächsten Morgens hat sich ein frischer Wind erhoben. Er biegt die Wipfel der Bäume rauschend hin und her. Vor dem Ausgang des Dorfes ist die Abteilung angetreten, wie eine schwarze Mauer umstehen die Panzermänner das offene Grab. Feierlich hallen die wenigen Worte des Kommandeurs über das, was sterblich an Hans Steinbrecher ist. Dann poltern die Schollen des französischen Ackers über den toten deutschen Soldaten.

Wenig später donnern die Motoren der Panzer wieder auf. Die stählernen Kolosse setzen sich in Bewegung. Noch schauen die Panzerführer aus den Luken. Jeder legt grüßend die Hand an

die Mütze, wenn er an dem schlichten Holzkreuz vorüberfährt, unter dem der junge Panzerleutnant Hans Steinbrecher ruht. —

Der Vater Hans Steinbrechers, selbst alter Soldat, hat die Nachricht erhalten, daß sein Sohn für Führer und Volk sein Leben gab. Mit dieser Nachricht kam ein kleines Buch, Hans Steinbrechers schlichtes Tagebuch:

9. Mai 1940.

Das soll also ein Panzer-Tagebuch werden. Ich werde nicht viel hineinschreiben, denn ich habe wenig Zeit dazu. Wenn der Kommandeur heute nicht davon gesprochen hätte, würde ich mir überhaupt kein Buch angeschafft haben. Aber vielleicht ist es ganz gut. Man kann dann später immer feststellen, wo man gewesen ist.

Es wird Zeit, daß wir Panzermänner etwas zu tun bekommen. Wir haben schon in Wünsdorf nicht warten können. Wenn ich an Wünsdorf denke, habe ich manchmal richtiges Heimweh. Das herrliche Übungsgelände, der tolle Sand und die besten Kameraden, die man sich denken konnte. Ob Oberst Harpe noch Kommandeur in Wünsdorf ist? Unser schönes, kleines Kasino! Die Terrasse! Und der Wasserverbrauch!

Wer weiß, wann ich wieder dorthin komme. Da fällt mir ein, Fritz wird das alles ja nicht mehr wiedersehen, denn Fritz hat es in Polen erwischt, am letzten Tag. Das ist der Krieg. —

Wir haben in Wünsdorf viel gelernt. Ich glaube, es ist wichtig, wenn man ein Tagebuch beginnt, ein Kriegstagebuch, festzustellen, daß die Lehrer, die man hatte, etwas aus einem gemacht haben.

Wir wissen genau, was wir zu tun und zu lassen haben, wenn wir angreifen, aber wir wissen es erst von denen, die es uns lehrten. Mancher von denen sitzt zähneknirschend zu Hause und bildet andere aus. Aber auch das muß ja sein.

Wenn ich so überdenke, wieviel Panzermänner wir hier sind, und wie gut geschult alles ist, so weiß ich, daß wir diesen Krieg gewinnen werden. Als der Führer im Reichstag sagte:

„Ich aber zweifle keine Sekunde, daß Deutschland siegt", haben wir uns alle beim Gemeinschaftsempfang angesehen.

Nein, auch wir zweifeln keine Sekunde, daß Deutschland siegt.

10. Mai 1940.

Das war ein Tag, den ich niemals für möglich gehalten habe. Es war mir manchmal, als gäbe es nur noch Panzer auf der Welt. Von allen Seiten strömten sie heran und vereinigten sich zu einem breiten, grauen, stählernen Strom, der gegen Belgien floß. Wir mitten drin. Wer diesen Aufmarsch der Panzerdivisionen sah, wußte sogleich, daß Deutschland unüberwindlich ist. Ein unbeschreibliches Gefühl von Siegeszuversicht war in meinem Herzen. Den anderen ging es genau so. Das Wetter war wunderschön. Wenn der Feind von der gleichen Siegeszuversicht erfüllt ist wie wir, dann wird es einen Kampf bis aufs Messer geben. Wir haben knapp zehn Minuten gehalten, und schon geht es wieder weiter, ich muß abbrechen.

11. Mai 1940.

Auch heute sind wir den ganzen Tag gefahren, wenn das so weiter geht, sind wir bald in England. Wir rattern wie ein Sturmwind durch das Land, und jeder Widerstand wird gebrochen. Zuerst versuchte der Feind noch, sich überall festzusetzen. Wenn wir in eine Stellung eingebrochen waren, dann gab er es auf. Wo wir auftauchten, begannen sie zu laufen. Das sieht manchmal ganz spaßig aus.

Verschiedentlich sind wir allerdings auch schon in schweres und schwerstes Feuer geraten. Das kracht hier anders als in Polen. Einzelne Gegner verteidigten sich bis zur letzten Handgranate. Aber es hilft ihnen alles nichts, wir sind stärker. Wir haben uns die Augen aus dem Kopf gesehen, um Engländer zu entdecken, bisher vergeblich. Dabei brennen wir darauf, Engländer zu erwischen. Wenn wir auf sie treffen, dann gnade ihnen Gott.

12. Mai 1940.

Die Nacht war sehr interessant. Zuerst sind wir dauernd gefahren. Wir schliefen wie die Hasen mit offenen Augen. Dann

sammelten wir uns in großen Verbänden. Die Geräuschtarnung war ausgezeichnet. Damit der Gegner durch den Lärm kein Anzeichen dafür habe, daß sich hier große Mengen von Panzern versammelten, kreiste ein Dutzend Flugzeuge mit ohrenbetäubendem Motorengedröhn ganz dicht über uns und übertönte somit das verräterische Klirren der Panzerketten.

13. Mai 1940.

Wir halten vor einem zerschossenen Dorf. Haben etwas Zeit. Ich werde auch noch an Vater schreiben, aber zuerst kommt die Eintragung ins Tagebuch, das macht mir langsam Freude.

Eine tolle Panzerschlacht liegt hinter uns. Panzer gegen Panzer. Es war einfach ungeheuer. Was der Mensch alles aushält! Aber wir haben doch das bessere Material an Menschen, Wagen und Waffen. Mitten in der Schlacht, als der Tod uns buchstäblich umtanzte, hatte ich plötzlich das Gefühl, wieviel deutsche Arbeiter an meinem Wagen wohl gearbeitet haben mögen, und wie gut sie ihre Arbeit gemacht hatten. Alles klappte tadellos, weil jedes Teil in Ordnung war. Deutsche Arbeit, Qualitätsarbeit! Das kann man vom Feind nicht sagen. Neben dem besten Soldaten in Deutschland steht der beste Arbeiter.

14. Mai 1940.

Wir alle haben das Gefühl, als würde abermals eine furchtbare Schlacht vor uns entbrennen. Der Feind kann weder vor noch zurück. Die ersten Franzosen haben wir auch schon gefangen. Leider noch keine Engländer. Nun, es wird ja nicht mehr lange dauern.

15. Mai 1940.

Endlich Engländer! Zum erstenmal trafen wir heute auf englische Panzer. Wir haben Cambrai gerächt. Wie die wilden Jäger sind wir auf die Briten losgefahren. Drei Panzer habe ich allein erledigt. Mehr waren nicht da, denn die anderen lagen bereits zerschossen und zertrümmert im Straßengraben. Keiner ist entkommen.

Und dann eine letzte Eintragung:

... Soeben habe ich einen neuen Auftrag erhalten. Ich soll an Stelle des verwundeten Gerhard mit dem Panzerspähwagen mit. Starke feindliche Kräfte sind aus Südwesten gemeldet. Ob das stimmt? Ich bin sehr froh, daß mir der Kommandeur diesen Auftrag gab, hierbei kann man doch zeigen, was man gelernt hat und daß man ein guter Soldat ist ...

Die klare Handschrift bricht hier ab. Eine andere, harte Männerhand hat noch einen Satz darunter geschrieben. Der Satz lautet:

Der Leutnant Hans Steinbrecher war im Leben und Sterben ein guter Soldat. Sein Kommandeur.

Soeben noch haben sie den salzigen Atem des Kanals geschmeckt, der die längste Zeit ein „englischer" genannt wurde, soeben noch spürten sie die Winde, die über die Meere kamen und empfanden in ihren Herzen die Sehnsüchte aller Deutschen zur Ferne, denn das weite Meer und die wilden Winde darüber rühren seltsam jedes deutsche Herz nach der Weite und den bunten Bildern der Ferne an. Da trifft sie schon ein neuer Befehl.

Der neue Befehl heißt: „Kehrt!"

Gehorsam schwenken sie alle ein und drehen ihre Marschrichtung um 90 Grad. Gehorsam rattern die Motoren wieder an, und es geht weiter, immer weiter.

Diesmal nach Süden.

Die Bilder, die sie jetzt auf ihrer Fahrt sehen, sind ihnen bekannt genug. Überall liegen zu Tausenden und aber Tausenden die Ausrüstungsstücke der feindlichen Armeen, die sie zerbrochen haben.

Überall türmen sich zu Gebirgen die zusammengeschossenen Wagen, die Pferdeleiber liegen gedunsen umher und geborsten die Lafetten der schwersten Geschütze. Wie eine Einfassung begleitet dieses grausige Bild der Verwüstung die deutschen Panzer.

Zwischen den schlimmsten Trümmern aber erwacht bereits das Leben. Die deutsche Organisation steht auch mitten im Verderben der anderen keinen Augenblick still.

Schon beginnen Aufräumungstrupps und die ersten Gruppen der Gefangenen den Irrgarten der Trümmer zu entwirren. Schon wird das ausgeschieden, was noch brauchbar ist und das in Bergen gesammelt, was nur noch Schrottwert hat.

Überall an den Rändern der Straßen grüßen die Gräber. Hier liegt ein Kamerad und drüben ein anderer.

Oft blicken die Panzermänner herüber. Da hängt ein Stahlhelm über dem schlichten Kreuz und dort haben die Kameraden noch Blumen über Blumen gepflückt und über das Grab gestreut. Der Wind spielt damit und treibt die Blumen in buntem Wirbel davon. Ein paar liegen schon einige Gräber weiter, ganz gleich, ob Freund oder Feind darunter liegt.

Aber lange schauen die Kameraden in den schwarzen Uniformen nicht zur Seite. Es ist Krieg. Und die Weygandlinie beginnt sich schon bemerkbar zu machen. Grund genug, die Augen vorwärts zu richten und nur vorwärts . . .

Sie treffen jetzt auch häufiger andere Truppenteile, die ihnen entgegenziehen, dorthin, wo sie herkamen, dorthin, wo sie die ersten tiefen Breschen in das Festungswerk des Feindes schlugen.

Und dann hören sie alle eines Tages wieder die vertrauten Geräusche. Erst knattert es sehr weit fern, so daß man nicht genau weiß, woher der Schall kommt, aber dann, wenige Minuten später, ist es schon bedeutend näher.

Französische Maschinengewehre und das dumpfe Bellen der französischen Paks.

Vielleicht kennen die französischen Regimenter, die der französische Generalissimus Weygand in aller Eile aus der Maginotlinie gezogen hat, deutsche Panzer überhaupt noch nicht. Wissen nichts davon, was so ein deutscher Panzerangriff bedeutet, glauben vielleicht noch im Ernst daran, widerstehen zu können.

Wenn es so ist, nun gut, sie sollen bald eines Besseren belehrt werden.

Deutscher Panzer vor den zerschossenen Häusern einer Kleinstadt

Die Besatzung eines deutschen Panzerkampfwagens mit ihren Gefangenen

Jetzt dröhnt aus Süden auch schon Artillerie. Da scheinen bereits größere deutsche Verbände in den Kampf eingegriffen zu haben.

Und nun ist es wieder das gleiche Bild, das wir schon so oft erlebten. Die deutschen Panzermänner bekamen rote Flecken in den braungebrannten Gesichtern, rote Flecken der Aufregung, denn sie fürchten, zu spät zu kommen.

Die Panzer donnern in einem wahren Höllentempo nach Süden.

Von Ruhe wieder keine Spur, aber das ist auch gleich. Dem Gegner auf den Fersen bleiben, ist Parole.

Nur hier und da ist eine Stunde dazwischengestreut, eine Stunde, in der man die Gedanken sammeln kann, wenn man will, oder schlafen. Die meisten schlafen, die anderen aber sehen die Waffen und die Fahrzeuge nach, die Funker ihre Geräte und die Kanoniere ihre Kanonen. Jeder weiß ja, daß es auf jeden ankommt, und der Mann im Turm muß sich genau so auf seinen Fahrer in der Schlacht verlassen können wie der Fahrer auf den Funker. Hier gibt es nur eine verschworene Gemeinschaft, die durch dick und dünn geht, und die wirklich nur einer scheiden kann, der, in dessen Händen das Leben aller braven Soldaten liegt, der Tod.

Sie wissen es jetzt alle, daß sie dem Gegner überlegen sind. Nicht, weil sie manchmal stärkere Waffen haben, oder weil deutsche Arbeiter ihnen in der Heimat Präzisionsinstrumente bauten, sondern weil ihrem Ungestüm und ihrem Drängen, weil ihrem Siegeswillen sich nichts entgegenzustellen wagt.

Wenn aber doch einmal irgendwo der Widerstand aufflackert und ernstere Formen annimmt, dann nehmen die Soldaten ihr Herz in beide Hände und preschen auf den Gegner los, so daß der blitzschnell einsieht, daß nur die Flucht sein Heil sein kann, die Flucht oder die Gefangennahme, wenn dazu noch Zeit ist. Denn oft reitet der deutsche Tod schneller als alle französischen Wünsche.

Deshalb kommen auch ab und zu Dinge vor, die in normalen Zeiten undenkbar wären.

Wenn zum Beispiel ein Panzer den Auftrag hat, mit eigener Kraft zurückzufahren, um eine ernstere Sache an seinem eisernen Leib ausbessern zu lassen, und, müde von der schweren Schlacht und leicht blessiert, er auf seiner Rückfahrt plötzlich sieht, wie zwei feindliche Kampfwagen hinter den deutschen Linien zu operieren beginnen, dann nimmt der deutsche Wagen natürlich die beiden anderen an, obgleich sie viel stärker sind als er. Mit seiner Munition kann er gegen diese Kolosse natürlich nichts ausrichten, das weiß er wohl, aber immerhin läßt man doch nicht einfach zwei Panzer hinter dem Rücken der eigenen Truppe durch die Gegend marschieren!

Der Unteroffizier, der der Kommandeur dieses Wagens ist, weiß, daß nach der vorangegangenen Schlacht die Einrichtungen und die Waffen seines Wagens nur halbe Gefechtsstärke haben, aber dennoch greift er an.

Er geht gegen die beiden Riesen los wie ein Zwerg auf einen Elefanten. Die beiden Franzosen beginnen zu schießen. Auch das Maschinengewehr des deutschen Wagens sendet den anderen seine Ladung entgegen.

Er fährt immer näher.

„Wir rammen ihn", schreit der Unteroffizier, und sein Gesicht ist krebsrot vor Freude. Der Fahrer gibt Gas, was er kann, der dritte Mann lehnt an der eisernen Wand. Ihm ist zunächst gleich, was geschieht, denn der Sanitäter hat ihm vor einer Stunde einen Verband um den Schädel gemacht, der ihm den Mund verbindet.

Sie kommen immer näher. Die anderen haben gestoppt, merkwürdigerweise feuern sie nicht mehr.

Und da, vielleicht sind es nur noch zwanzig Meter, die sie vom Feinde trennen, da steigen die anderen plötzlich aus.

Dem Unteroffizier bleibt der Mund offen stehen, aber das hilft alles nicht, die anderen sind tatsächlich ausgestiegen und haben die Hände emporgereckt.

Das gleiche geschieht bei dem zweiten Panzer. Am liebsten hätte die deutsche Besatzung einen Negertanz vor Freude aufgeführt, doch dazu war keine Zeit.

Erst als sie ebenfalls ausstiegen, sahen sie, daß sich schon in ziemlich beachtlicher Nähe deutsche Panzer heranschoben, deutsche Panzer von Kalibern, die immerhin sich in jeder Lage auch gegen die beiden Franzosen Respekt verschafft hätten.

Deshalb also, denkt der deutsche Unteroffizier zornig und ist leicht enttäuscht, denn er hat gemeint, daß die beiden dicken Brocken dort nur deswegen die Waffen streckten, weil er den kühnen Entschluß gefaßt hatte, sie zu rammen.

Wie dem auch war, das ist ja gleichgültig. Aber so ist der Geist der Männer der Panzertruppe. Wenn sie den Feind sehen, und sei er auch noch so stark, sie greifen an!

Das ist das Geheimnis ihrer Erfolge. Das ist auch das Geheimnis der deutschen Siege.

Es gibt für Deutschland in diesem Kriege kein Zurück, deshalb gibt es auch für deutsche Panzer nur eine Parole, und die heißt vorwärts, vorwärts . . .

In einem Siegeslauf ohnegleichen haben die deutschen Armeen die feindlichen Linien durchbrochen. Was hilft da schon eine Weygandlinie, wenn eine Maginotlinie nicht helfen konnte!

Überall aber sitzen noch versprengte Franzosen und versuchen, durch einen organisierten Heckenschützenkrieg das Verhängnis aufzuhalten, das Frankreich schon erfaßt hat.

Die Panzermänner wissen das, deshalb sind sie besonders vorsichtig, wenn sie durch Ortschaften kommen, die sich durch ihre gelassene Ruhe als besonders friedfertig auszuzeichnen scheinen.

Wie oft schon ist dieser Frieden durch die Feuerüberfälle der auf Dachböden und in Kellern versteckten französischen Soldaten gestört worden!

Viele dieser Dörfer sind noch völlig unversehrt. Nur an den Ein- und Ausgängen der Ortschaft hat der Krieg seine Spuren hinterlassen. Überall wuchern die Hecken, die jede Übersicht über das Gelände nehmen.

Zuerst waren sie bereit, die Ortschaften zu schonen; seit sich aber die feigen Überfälle häufen, schießen sie ein paar Granaten in jedes verdächtige Gebüsch, in jedes unheimliche Haus — meist mit erstaunlichem Erfolg. Die versteckten Franzosen quellen her-

aus, werfen die Waffen weg und recken die Arme zum Himmel. Die Deutschen aber wissen, wie gut so ein paar Granaten tun, wenn man sie vorher abfeuert und nicht hinterher.

Auch jetzt wieder passieren sie ein Dorf nach dem anderen. In schnellstem Tempo stoßen sie vorwärts. Da, wieder eine Ortschaft. Langgestreckt liegt der Ort da, Gehöft an Gehöft. Reich müssen die Bauern hier bei diesem Boden sein, der überall nur halb bebaut ist, denn in Frankreich herrscht Überfluß an Land. Den deutschen Bauernsöhnen blutet das Herz, wenn sie sehen, wie französische Mißwirtschaft mit diesem kostbaren Boden getrieben wird. Das wäre was für deutsche Bauernfäuste. Aber noch ist keine Zeit dazu, an etwas anderes zu denken als an den Feind, der überall in jedem Hauswinkel lauern kann.

Die Panzer haben das langgestreckte Dorf durchquert. Gott sei Dank, denken die ersten, es sah von weitem schlimmer aus. Sie haben auch ein paar Granaten verstreut, hierhin, dorthin, aber nichts hat sich geregt. Also ist das Dorf leer, der Feind ist weitergeflohen. Ihm nach.

Da geschieht etwas Merkwürdiges. Ein Panzer hält, die Turmluke öffnet sich, und ein Panzermann will heraus. Wahrscheinlich ist irgend etwas nicht in Ordnung. Wie er gerade zur Erde springen will, blickt er zufällig in ein tief gelegenes offenes Fenster eines Hauses. Er bleibt stehen, als sei er zu Stein erstarrt. Träumt er oder ist das Wirklichkeit? Gleich hinter dem Fenster steht eine Gestalt. Man kann ganz deutlich ihr Umrisse erkennen. In diesem toten Dorf eine Gestalt hinter einem Fenster? Verflucht, da stimmt was nicht!

Schnell wie ein Gedanke ist der Panzermann wieder in seinem stählernen Bau verschwunden. Drohend richtet sich das Rohr des Geschützes gegen das Haus. Da... noch ehe das deutsche Geschütz schießt, knallt es bereits von drüben. Aus dem Fenster schießt ein Feuerstrahl. Doch dieser Feuerstrahl ist nur der Auftakt zu einer Feuerorgie, die ihresgleichen sucht. Als öffne sich plötzlich die Erde, als spien plötzlich unsichtbare unterirdische Krater Tod und Verderben, so schießen die Feuersäulen aus allen Löchern empor. Ein Schauer von Kugeln ergießt sich über die deutschen Panzer

und insbesondere über den, der noch immer an Ort und Stelle steht.

Brüllend sprechen jetzt die Geschütze der Panzer. Da geschieht abermals etwas Unerwartetes. Das Dorf wird lebendig. Zahllose Neger von athletischem Körperbau, die in französischen Uniformen stecken, versuchen den Panzern kreuz und quer zu entfliehen.

Manche jedoch schleichen sich kriechend an. Man merkt deutlich, sie wollen versuchen, an die Raupenketten zu gelangen ... da krachen auch schon die ersten Handgranaten.

Grimmig lächeln die Panzermänner. Ein paar aus dem Rheinland sind dabei. Diese Kerle also waren es, so denken sie, die damals im Rheinland auf deutsche Frauen und Kinder losgelassen wurden. So sehen sie aus, die Frankreich zur Schande aller Kulturnationen aus dem wildesten Afrika holte.

Aber schon sind ihre Gedanken aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurückgekehrt. Und die Gegenwart gehört den Deutschen.

Ein furchtbares Strafgericht bricht über die „französischen Kulturträger" herein. Die ersten Panzer haben gewendet und kehren in rasender Fahrt zurück. Sie donnern an ihren noch haltenden Kameraden vorbei. Unter ihren Raupenketten hauchen zahllose schwarze Franzosen ihr Leben aus.

Die anderen fliehen. Und wie sie fliehen! Noch immer bellen ihnen die Geschütze der deutschen Panzer nach. Dann sind sie wie ein Spuk verstoben. Das Dorf aber, in dem der schwarze Verrat lauerte, das Dorf, in dem die Deutschen überfallen werden sollten, ist inzwischen dem Erdboden gleichgemacht worden.

Für Verrat gibt es keinen Pardon, weder in Deutschland noch in Feindesland. Das ist ehernes Gesetz. Die Deutschen sind zu oft verraten worden. Sie wissen Bescheid. Härter als sie kann niemand mehr werden auf der Welt.

Das neue Marschziel heißt: Châlons-sur-Marne!

Der Chef der Panzerspitzenkompanie, Hauptmann Lueder, quittiert den Befehl durch Funk. Ein kurzer Orientierungsblick

auf die Karte, und schon folgt der Befehl an den Spitzenzug. Die Panzermänner dürfen als erste die Marne erreichen! Jeder von ihnen weiß, was das bedeutet.

Noch immer träumt der Franzose von einem zweiten Marnewunder. Nun gut, er soll sein Wunder erleben, aber ein blaues. Unter diesen Gedanken braust der Panzerspitzenzug auf der neuen Vormarschstraße davon. Noch zwanzig Kilometer bis Châlons. Wenn sie keinen ernsthaften Widerstand haben, können sie in einer halben Stunde dort sein. Angestrengt spähen die Kommandanten Straße und Gelände ab. Es ist ein Gefühl ungeheuerer Hochspannung, viele Kilometer als erster auf feindlichen Straßen vorauszufahren. Der erste Schuß, den man aus dem Rohr feuern kann, wirkt förmlich wie eine Erlösung.

Rechts und links von der Straße fliehende Franzosen. Einige Maschinengewehrgarben aus voller Fahrt genügen. Das andere werden die Nachkommenden schon besorgen. Die Panzermänner haben keine Zeit, stehenzubleiben.

Von allen Seiten klatschen Maschinengewehr- und Gewehrgeschosse auf ihre Panzer. Aber das stört weiter nicht. Der Franzose muß genau so ahnungslos von ihrem Kommen sein wie damals beim Durchbruch auf Abbéville an der Kanalküste, denn immer wieder kommen ihnen französische Wagenkolonnen entgegen. Ein paar Sprenggranaten genügen, und schon ist der Spuk verschwunden.

Da sieht man schon die ersten Häuser von Châlons! Die Spannung, aber auch damit zugleich die Entschlossenheit, durchzubrechen, wächst ungeheuerlich. Sie alle haben noch den Straßenkampf von Boulogne-sur-Mer in Erinnerung, wie wird es in Châlons werden? Nur haben die Panzermänner heute den Vorteil, daß sie gänzlich unerwartet kommen. Darum so schnell wie möglich weiter!

Da, die erste Straßensperre am Stadtrand! Verfluchte Schweinerei, das fehlt noch! Die Deutschen jagen ihre Garben in die Sperre hinein. Der zweite Wagen übernimmt Feuerschutz, der erste fährt in voller Fahrt feuernd auf die Sperre los.

Der Feind muß gezwungen werden, den Kopf in den Dreck zu stecken. Er darf nicht zum Feuern kommen.

Beim Näherkommen erkennt man die Sperre genauer, sie scheint aus irgendwelchen Fahrzeugen zusammengebaut zu sein. Ob Minen darin sind? Unsinn! Und wenn schon. Befehl an den Fahrer: „Vollgas, durch!"

Im nächsten Augenblick fliegt krachend und splitternd der ganze Zauber auseinander. Sie sind durch! Die Straßen sind menschenleer. Die Stadt ist wie ausgestorben.

Sie fahren an großen Kasernen vorbei, nichts rührt sich. Der erste Panzer nähert sich einer großen Straßenkreuzung. Weithin sichtbar ein Schild: Nach Paris. Die deutschen Soldaten wären gar nicht abgeneigt ...

Aber zunächst an die Marne heran. Tastend und spähend nach allen Seiten schieben sich die ersten Panzer um die Häusereken. Französische Lastwagen kommen entgegen, im nächsten Augenblick stehen sie auch schon in Flammen. Das Feuern der Panzerkanonen dröhnt in den Straßen wie das Schießen schwerster Artillerie.

Dort eine Pak und noch eine! Mit dem Funkbefehl liegen auch schon die ersten Granaten eines schweren Wagens in der feindlichen Pakstellung. Und jetzt beginnt es zu schießen aus Kellerlöchern, Fenstern und Dachluken. Aber schon sind die ersten Wagen an der Marnekanalbrücke. Geradeaus, dreihundert Meter weiter, fließt die Marne. Beide Brücken sind noch heil. Unfaßbar!

Kurzes Absuchen der Kanalbrücke nach Minen, scheint aber alles in Ordnung zu sein. Also rüber! Heftiges Feuer aus Tankbüchsen auf die herüberfahrenden Panzer, die Kerle schießen genau auf die Sehschlitze. Aber schon haben zunächst fünf Panzer die erste Brücke überschritten.

Ein Artillerieeinschlag liegt unmittelbar vor dem ersten Panzer. Die Franzosen schießen vom anderen Ufer der Marne auf sie. Im nächsten Augenblick haben die deutschen Soldaten aber auch schon die feindliche Feuerstellung in etwa vierhundert

Meter Entfernung erkannt. Und dann jagt Granate auf Granate, Garbe auf Garbe in die feindliche Stellung. Unter dieser gewaltigen Feuereinwirkung kommt der Franzose nicht zum Schuß.

Bis auf zehn Meter ist der erste Panzer an die Marne herangekommen. Dreiviertel der Brücke ist mit Betonigeln besetzt, auf dem anderen Teil sind offene Minen verlegt. Zu dumm! Da müssen sie eben versuchen, die Betonigel umzulegen. Ein stolzes und glückliches Gefühl, als erster im nächsten Augenblick über die Marne fahren zu dürfen. Schnell noch eine Zigarette angezündet, und dann: „Marsch!" Das Wort geht unter in einer gewaltigen Detonation. Eine fünfzehn bis zwanzig Meter hohe Steinfontäne steigt auf, und im nächsten Augenblick fällt die Marnebrücke völlig in sich zusammen.

Verflucht! Aus der Traum, hier kommen sie nicht weiter. Funkspruch zurück: „Übergang hier nicht möglich, Brücke soeben durch Fernzündung gesprengt. Erbitte neuen Auftrag." Neuer Auftrag für Spitzenzug: „Sicherung am Marneufer gegen direkten Beschuß feindlicher Artillerie. Kanalbrücke hinter den Panzern ebenfalls gesprengt. Weitere Befehle abwarten."

Eine herrliche Bescherung! Nun, das kann ja noch recht nett werden! Die Panzermänner stehen mit zwei Wagen an der Marne. Die MG-Garben schlagen wie Hagel an den Panzer. Aber sie müssen Munition sparen, denn man weiß nicht, wie lange man noch auf dieser „Insel" eingeschlossen ist. Doch sie haben kaum ihre Sicherungsstellung eingenommen, als sie gezwungen werden, Stellungswechsel vorzunehmen.

Der Franzose schießt sich wunderbar auf die Panzer ein. Er muß in irgendeinem Dachfenster eine ausgezeichnete B-Stelle haben. Gerade ist der erste Panzer fünf Meter nach rechts gefahren, da liegt auch schon genau in der alten Stellung der Einschlag.

Die Panzermänner sind gezwungen, fortwährend Stellungswechsel vorzunehmen. Das ist in den engen Straßen nicht gerade schön. Schließlich finden sie hinter einer dicken Mauer guten Schutz.

Nach zwei Stunden feindlichen Artilleriefeuers wird ihnen die Sache doch zu dumm. Der Kompaniechef und der Spitzenzugführer sitzen ab und arbeiten sich im Schutze der Häuser zur Kanalbrücke zurück. Es gelingt, unter die Brücke zu kommen und festzustellen, daß die Kanalbrücke gerade noch für Panzer befahrbar sein muß, denn die Betondecke ruht noch auf den Eisenträgern, die leicht nach unten durchgefallen sind.

Also wagen sie es! Denn schließlich können sie nicht warten, bis eine neue Brücke gebaut worden ist. Nur können sie das nicht angesichts des Feindes machen. Drei Nebelkerzen werden ihm vor die Nase gelegt, so daß er nicht mehr die Kanalbrücke einsehen kann. Er kann nur noch planlos in die Gegend schießen. Es gelingt allen fünf Panzern, unbeschadet im Schutze des Nebels über die Kanalbrücke zu kommen. Die Absicht des Franzosen, sie auf der „Insel" zusammenzuschießen, ist restlos daneben gegangen! Noch in der ganzen Nacht liegt wildes Artilleriefeuer auf „ihrer Insel", während sie entlang der Marne nach Osten weiterfahren.

Der Feind ist geschlagen. Gewiß, seine Opfer sind hoch, aber auch die Deutschen beklagen manchen unersetzlichen Verlust. Oberleutnant von Jaworski, vor kurzem erst rühmend im Heeresbericht genannt, jener Offizier, der mit seinem Panzer an der Kanalküste einen französischen Zerstörer versenkte, hat in Châlons-sur-Marne den Heldentod gefunden.

Die Fahnen des Großdeutschen Reiches neigen sich über ihm; dann stürmen seine Kameraden weiter, dem fliehenden Feinde nach.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

„Bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes auf die Loire zu wetteifern motorisierte und nichtmotorisierte Verbände in gewaltigen Marschleistungen und überholen vielfach den flüchtenden und erschöpften Feind. Die Zahl der Gefangenen ist ständig im Steigen.

Südostwärts von Paris und an der oberen Marne sind starke Panzer- und motorisierte Verbände im rastlosen Vorstoß nach

Süden. Das Plateau von Langres iſt überſchritten. Die Rückzugslinien der von Saar und Rhein zurückweichenden franzöſiſchen Kräfte ſind damit durchſtoßen."

Die deutſchen Panzerdiviſionen kennen jetzt auf ihrem direkten Stoß nach dem Süden Frankreichs kein Halten mehr. Von allen Seiten wälzt ſich in breiten Bändern die graue Eiſenflut gegen die noch vorhandenen Widerſtände des Feindes. Zudem bedrohen die Panzerregimenter die franzöſiſche Maginotlinie aufs ſchwerſte im Rücken.

Auch die Infanterie iſt gegen die Maginotlinie von der anderen Seite des Rheins angetreten. Das ſtärkſte Befeſtigungswerk der Welt befindet ſich in Gefahr, aufgerollt zu werden. Aber noch immer glauben franzöſiſche Optimiſten, daß die ſtarken Feſtungen Verdun, Belfort, Metz und wie ſie alle heißen, monatelang Widerſtand leiſten werden.

Schlag auf Schlag folgen auch die Angriffe der deutſchen Infanterie von Oſten. Die deutſchen Soldaten ſind durch keine Macht der Erde aufzuhalten.

Hat der Fall von Paris bei den Feindmächten Schrecken erregt und das Aufſehen der ganzen Welt hervorgerufen, ſo verſetzt der Fall der großen Feſtungen Frankreich und Britannien in äußerſte Beſtürzung. Man weiß jetzt genau; wenn die deutſchen Panzerdiviſionen die Schweizer Grenze erreichen, iſt Frankreich verloren, denn die Beſatzungstruppen der Maginotlinie ſind von ihrem Hinterland abgeſchnitten.

Auch hier alſo entwickelt ſich eine Einkreiſungsſchlacht von Ausmaßen, die geradezu gigantiſch ſind.

In ununterbrochener Folge rollen hinter den Panzerdiviſionen die Abteilungen des Nachſchubes.

An allen Orten weichen von den Landſtraßen die Millionenheere der franzöſiſchen Flüchtlinge mit Sack und Pack zurück. Sie werden überholt von den vorrückenden deutſchen Truppen.

Auf einem der mitgeführten Troßwagen ſitzt Krampe.

Er fährt in ſeinem Wagen eine gehörige Anzahl deutſcher Kommißbrote. In einem kleinen Ort, noch weit vor Châlons-ſur-

Marne tritt wieder eine Stockung ein. Deutsche Soldaten sind von ihren Fahrzeugen abgestiegen und versuchen, in fürchterlichem Kauderwelsch den völlig fassungslosen Franzosen klarzumachen, daß sie nicht die ganze Fahrstraße versperren dürfen.

Krampe muß warten. Neben ihm stehen in bunter Reihenfolge Luxusautos, Handwagen und Pferdefuhrwerke, und selbst mit vollbeladenen Kinderwagen flüchten die Franzosen.

Krampe hat Hunger. Er langt hinter sich und holt von seiner letzten Ration ein halbes Kommißbrot hervor, schneidet sich eine dicke Scheibe ab und beißt mit seinen prachtvollen, starken weißen Zähnen hinein.

Unmittelbar auf gleicher Höhe mit seinem Fahrzeug steht ein schwerer Citroënwagen. Eine etwas korpulente Dame blickt zu Krampe herauf. Sie sieht nicht so aus, als ob sie schon jemals in ihrem Leben Not gelitten habe. Neben ihr sitzt ihr Schofför, dessen sorgenzerfurchtes Gesicht verrät, daß sein Dienst bei dieser anscheinend sehr energischen Frau nicht sehr einfach ist.

Madame hat jetzt Hunger. Sie sieht, wie Krampe in das herrliche Brot beißt. Ihre eigenen Lebensmittelvorräte scheinen erschöpft zu sein, denn so leicht verspüren Franzosen keinen Appetit auf schweres deutsches Kommißbrot. Sie ziehen Weißbrot vor.

Verlangend streckt Madame den Arm aus dem heruntergelassenen Wagenfenster, deutet auf Krampes Brot. Krampe grinst, dann reicht er ihr gutmütig den ganzen großen Kanten herunter. Madame zieht einen Geldschein aus ihrer Börse und wirft ihn Krampe fast vor die Füße. Dann schickt sie sich an, das Brot zu essen.

Der deutsche Gefreite ist einen Augenblick verdutzt, dann wirft er den Geldschein durch das offene Fenster zurück. Er sieht, wie der Schofför neben Madame mit gierigen Blicken zu dem Brot herüberblickt, aber Madame denkt nicht daran, ihm eine Scheibe zu geben.

Krampe steigt der Hut hoch. Er beugt sich tief hinab, greift durch das offene Fenster, nimmt Madame das Brot wieder weg

und drückt es dem Schofför in die Hand. Der traut sich nicht zu essen, da droht ihm Krampe mit der Faust, und der Schofför beißt hinein.

Madame ist starr und puterrot, aber im gleichen Augenblick ruckt die gewaltige Kolonne wieder an, und Krampe fährt mit seinem Fahrzeug an dem schweren Luxuswagen vorüber. Der deutsche Gefreite überläßt es Madame und ihrem Schofför, sich mit ihrem Hunger auseinanderzusetzen.

Dichtauf folgten die Nachschubkolonnen der fechtenden Truppe.

Die Militärsachverständigen aller Deutschland feindlich gesinnten Staaten hatten, als der Vorstoß der deutschen Panzerdivisionen überraschend so tief in Feindesland erfolgte, laut frohlockt und behauptet, daß der ungestüme Vormarsch der Panzerdivisionen sich von Tag zu Tag mehr verlangsamen und der deutsche Angriff buchstäblich im Sande steckenbleiben würde, denn es sei unmöglich, den Nachschub in ausreichender Menge rechtzeitig an die soweit vorgeschobene Front heranzubringen. Nachschub aber bedeutet im Bewegungskrieg alles. Die militärischen Sachverständigen der neutralen Staaten hatten die Achseln gezuckt und abgewartet. Im Grunde waren sie der Ansicht ihrer Kollegen, aber immerhin, die Deutschen hatten in diesem Kriege bereits so überraschende Leistungen gezeigt, daß man nie wissen konnte, was geschah.

Nur die Deutschland verbündete und freundliche Presse wußte oder ahnte zumindest, daß der deutsche Feldzugsplan sich programmgemäß entwickelte und wie ein gewaltiges Uhrwerk ablief.

Die Soldaten des Nachschubs aber wußten, daß es auf sie ankam. Auch sie setzten das Letzte ein. Wenn man in vergangenen Kriegen gesagt hatte, daß dem Troß eine untergeordnete Bedeutung zukäme, so hat dieser Krieg diese Meinung gründlich geändert. Die Nachschubkolonnen haben einen guten Anteil am Enderfolg der deutschen Waffen.

Oft jagten die Nachschubkolonnen in unerhörtem Tempo

hinter der vorstoßenden ersten Frontlinie hinterher. Ja, manchmal waren sie so dicht hinter ihren Kameraden, daß sie noch in die Gefechte gerieten.

Kam da zum Beispiel ein Lastwagen, ebenfalls hochbepackt mit Kommißbroten, in den Ort, den er befehlsgemäß berühren mußte. Die deutschen Soldaten, die den Ort besetzt hielten, erhielten vom Fahrer ihre Brote. Aber die ersten zogen lange Gesichter, denn noch nie in diesem Feldzuge hatten sie so merkwürdige zerkrümelte Brote erhalten.

Bald erschien auch der Leutnant der Abteilung und fragte mit verhaltenem Groll, was das für eine Schweinerei mit den Broten sei, die Hälfte sei auseinandergebrochen, und von anderen seien nur einzelne Stücke vorhanden. Ob der Fahrer eine Erklärung dafür habe.

Der Fahrer hatte eine Erklärung.

„Wir sind", sagte er, „etwa vier Kilometer vor diesem Ort vom Feind angegriffen worden. Es schienen etwa zwanzig Mann zu sein. Da sie vor uns auf der Straße lagen und uns unter Feuer nahmen, hielt ich an, und wir haben ihnen dann kräftig Zunder gegeben. Plötzlich aber beschossen sie uns mit einem Maschinengewehr. Wir hatten uns hinter den Broten verschanzt, die einen ganz guten Kugelfang gaben. Endlich wurde mir die Sache zu langweilig, und ich gab Gas, um mitten durchzufahren. Das ist mir dann auch gelungen."

„Na", meinte der Leutnant und lachte, „dann müssen wir ja aufpassen, daß wir nicht etwa auf eine Kugel beißen, die unter der Marmelade sitzt . . ."

Am nächsten Tage gelangte diese Abteilung mit der Panzerdivision an die flammensprühende Front an der Aisne. Mit gewohnter Geschwindigkeit wurde ein Brückenkopf gebildet, der der Ausgangspunkt für die weiteren Aktionen nach Frankreich hinein werden sollte. Mit allen Mitteln versuchte der Franzose, den Brückenkopf aufzureißen, um diese gefährliche Wunde im französischen Fleisch zu schließen. Vergeblich. In ununterbrochenem Strom fluteten weitere Panzerverbände nach, und

binnen kürzester Frist war auch der Rhein-Marne-Kanal erreicht.

Ein tolles Bild bot sich den Deutschen. Unzählig waren die zerschossenen französischen Wagen. Zu ganzen Gebirgen lagen Stahlhelme und Stiefel umher. Unübersehbare Mengen an Waffen boten sich dem Blick. Ganze Batteriestellungen fanden sich vor, überall brannten die Dörfer; die Wiesen und kleinen Waldstücke waren von den Raupen der Panzer völlig zerwühlt, und dazwischen lagen die Leichen toter Franzosen.

Stand noch ein Haus in einem Dorf, so konnte man sicher sein, daß es bis zum letzten Nagel ausgeraubt war. Die Möbel waren teilweise aus den Fenstern auf die Straße gestürzt und lagen zertrümmert umher. Jedes Stück Porzellan war in tausend Trümmer zerschlagen. Matratzen lagen aufgeschnitten auf der Straße, auch zerfetzte Wäschestücke lagen überall umher. Überall war die Bevölkerung geflohen. Mit Sicherheit war anzunehmen, daß sie bei ihrer Rückkehr nach altem französischen Muster stramm behaupten würde, die verdammten Deutschen hätten diese Verwüstung angerichtet.

Das Gelände vor dem Kanal war für Panzer geradezu unheimlich. Sümpfe von erheblicher Tiefe zwangen die Panzer immer wieder auf die höhergelegenen Straßen zurück. Erlenwälder mit starkem Unterholz von beträchtlicher Ausdehnung hinderten jeden Überblick. Aber die deutschen Panzermänner waren es gewohnt, Schwierigkeiten erfolgreich zu begegnen. Sie gaben Gas, was das Zeug hielt. Sobald sich etwas Verdächtiges regte, krachten die Geschosse, und wenn sich jemand im Walde verborgen hatte, so nützte das nicht viel, denn der Weg vom Leben zum Tod war hier nicht weit.

Oft stürmten die deutschen Panzer durch Dörfer, die vom Feind noch voll besetzt waren, in denen sich der Franzmann jedoch nicht regte, weil er später den Deutschen in den Rücken fallen wollte — eine berühmte französische Taktik.

Der Befehl lautete, die Brücke über den Kanal zu besetzen, ehe sie in die Luft gesprengt würde, und deshalb gaben sie Gas und nochmals Gas. Das letzte Stück fuhren sie mitten durch

einen Wald. Dünne Stämme krachten beim Anprallen der stählernen Ungeheuer zu Boden. Es war ein gespenstischer Anblick, wie die unheimlichen grauen Kolosse diesen Wald durchquerten. Endlich lag das ersehnte Ziel vor ihnen. Der Fluß ... und über den Fluß spannte sich noch unzerstört und langgestreckt eine Bogenbrücke.

Ein tolles Feuer der Panzer setzte auf jeden verdächtigen Fleck in der Umgebung der Brücke ein. Das fehlte noch, daß die Brücke jetzt, nach diesem rücksichtslosen, unerhörten Vormarsche vor ihrer Nase in die Luft fliegen würde. Also ran ...

Rechts und links an der Böschung gingen die ersten Panzer sogleich in Stellung. Mit unterdrückter Wut bemerkten die Männer, daß die Drähte der elektrischen Sprengleitung am Brückengeländer bereits angebracht waren.

Ein paar Granaten darauf! Aber es ist nicht so einfach, einen so dünnen Draht zu treffen. Schon waren die Pioniere heran. Leutnant Weber lief gebückt nach vorn und zerschnitt in größter Eile mit einer Schere die gefährlichen Sprengdrähte. Die Panzermänner sahen aus ihren Turmluken, und es war wohl keiner dabei, der nicht beide Daumen gedrückt hätte, daß das Werk gelingen möge.

Plötzlich erblickten sie auf der anderen Seite eine Draisine, die in rasender Fahrt auf die Brücke zuhielt. Schon krachten ein paar Schüsse, und die Draisine rollte getroffen zurück.

Auch die motorisierten Schützen waren bereits herangekommen. Mit Oberstleutnant Balk rannten sie über den ersten Brückenbogen, dann aber donnerte eine ungeheure Explosion zum Himmel, und ein großes Stück der Kanalbrücke war ihnen buchstäblich vor der Nase in die Luft geflogen.

Voller Zorn jagten die Panzer aus ihren Geschützen, was nur heraus wollte. Überall tauchten auf der anderen Seite tunesische Soldaten auf, aber sie hielten die Hände in die Höhe und baten um Gnade.

Als sich die gewaltige Qualmwolke der Explosion verzogen hatte, schrien sie von allen Seiten „Hurra", denn ein Wunder —

die gesprengte Brücke konnte befahren werden. Was nun kam, geschah blitzschnell. Im Handumdrehen war ein Brückenkopf gebildet. Das Ziel war erreicht.

Sie atmeten auf und wollten sich eine kurze Ruhepause gönnen, als sie plötzlich von einem unheimlichen Feuer von der Seite überschüttet wurden, von der sie soeben kamen.

Feindliche Artillerie fuhr auf und beharkte den Brückenkopf von hinten. Es blieb nichts anderes übrig: die Sicherung der Brücke mußte der Schützenabteilung des Oberstleutnant Balk überlassen werden. Die Panzer drehten bei, um zunächst erst einmal den feindlichen Widerstand im Rücken so gründlich zu vernichten, wie das üblich war.

Doch kaum hatten sie das erste Dorf erreicht, aus dem beim ersten Durchfahren kein Schuß gefallen war, da prasselte jetzt ein wahrer Feuerorkan auf die eisernen Leiber der Panzer hernieder. Man sah am Mündungsfeuer deutlich, daß überall am Waldrand französische Tanks und auch Artillerie aufgefahren waren, die sich ganz ausgezeichnet getarnt hatten und teilweise auch ihre Stellung wechselten. Die elf deutschen schweren Panzer standen völlig ungeschützt. Sie fuhren aus dem Dorf heraus, machten eine Linksschwenkung und ratterten mit Höchstgeschwindigkeit auf eine Wiese zwischen Dorf und Wald. Jetzt krachte es überall, denn die Deutschen hatten den Feind am Waldrand noch nicht richtig erkannt. Dann aber bekamen die Franzmänner ein Feuer auf ihre Eisenklötze in dem Wald, daß sie glaubten, die Hölle tue sich auf. Zwar erhielten auch mehrere deutsche Panzer gefährliche Treffer, aber die deutschen Richtschützen waren besser. Mit unheimlicher Präzision krachten die deutschen Granaten auf den Feind, der nach einer Viertelstunde niedergekämpft war. Zwar war der Widerstand der gefährlichsten Abteilungen der Franzosen gebrochen, doch der Heckenschützenkrieg ging weiter. In allen Gebüschen blitzte es auf, so daß nichts anderes übrigblieb, als den Wald und das Unterholz von der Schützenbrigade durchkämmen zu lassen, damit nicht weitere Opfer entstanden.

Etwas später wurde auch die Schützenbrigade gestoppt, denn die deutsche Artillerie durchpflügte den ganzen Wald mit Geschossen sämtlicher Kaliber.

Die Panzerwagen sammelten sich indessen auf der anderen Seite in Reih und Glied.

Kurze Rast in Feindesland folgt. Kampfwagen steht hinter Kampfwagen, soweit das Auge reicht. Ein packendes Bild.

Der Kommandeur fährt an den Panzern vorbei und sieht jedem seiner Männer in die Augen. Bei manchem Wagen läßt er halten und spricht mit dem Mann, der aus der Luke schaut.

Auch bei dem kleinen Hummel hält der Kommandeur. Aber der Fritz Hummel ist auch ein Kerl. Hat sich in Polen beide „Eisernen Kreuze" geholt. Und auch sonst ist der Hummel in Ordnung.

Bei schlechtem Wetter kann er sogar Bauchreden. Dann lachen sich in den Freistunden die Kameraden halbtot. Er macht die Stimmen sämtlicher Tiere nach. Am besten kann er wie eine Katze miauen.

Der Kommandeur hält neben ihm.

„Na", sagt er, „alles in Ordnung?"

„Jawohl", antwortet Hummel stramm und reckt sich im Turm, „alles in Ordnung, miau."

„Wie bitte?" fragt der Kommandeur, der Hummels Leidenschaft für Tierstimmen kennt, und runzelt die Stirn. Aber es kommt schon eine neue Antwort: „Miau, miau!"

„Sind Sie verrückt geworden?" fragt der Kommandeur, und in seiner Stimme donnert es bereits.

„Nein", antwortet Hummel stramm und wird bleich, aber schon wieder hört man deutlich „Miau, miau."

„Unterlassen Sie das", brüllt der Kommandeur und wird krebsrot, „unterlassen Sie in Dreideubelsnamen gefälligst diese Albernheiten, verstanden?"

„Jawohl, miau", klingt es aus der Turmluke, aber nun greift Hummel blitzschnell nach unten und hebt ein Katzentier aus dem Turm empor.

Der Kommandeur starrt ihn an. Seine Augen sind ein einziges Fragezeichen.

„Ich . . .", stottert Hummel verlegen, „ich habe sie aus einem zerstörten Haus herausgeholt und wollte sie erst dort wieder abgeben, wo sie etwas zu fressen bekommt!"

Der Kommandeur antwortet nicht und fährt mit dem Adjutanten weiter, von Wagen zu Wagen. Er schmunzelt ein wenig. —

Immer noch weiter nach Süden ging es, die französischen Straßen nahmen kein Ende. Zuerst hatten die Panzermänner geglaubt, der Vormarsch nach Süden werde irgendwo an einem Fluß in Mittelfrankreich, an der Aisne vielleicht oder an der Marne, enden; sie hatten vermutet, es werde wieder nach Westen gehen, aber sie hatten geirrt. Immer tiefer stoßen sie nach Süden vor.

Es konnte nun nicht mehr lange dauern, dann würden sie die Alpen in der Ferne erblicken und die Schweizer Grenze erreichen. Die Schweizer Grenze aber war das Ziel.

Die Landschaft, durch die sie vorstießen, war vom Kriege überhaupt noch nicht berührt. Erstaunt blickte ihnen die Landbevölkerung dieses schönen Teils des südöstlichen Frankreich nach, wenn sie hinzogen wie die wilde Jagd, ungeheure gelbrote Staubwolken aufwirbelnd.

Schon lag die Stadt Besançon vor ihnen. Wichtigstes Erfordernis bei der Besetzung einer größeren Stadt oder eines wichtigen Knotenpunktes ist die Einnahme des Bahnhofes. Die Panzerdivision, die durch Besançon stieß, umstellte das Bahnhofsgebäude, vor dem lebhafter Verkehr herrschte. Zahllose Urlauber rannten geschäftig hin und her, eine Kompanie war angetreten, niemand nahm zunächst von der Anwesenheit der deutschen Panzerdivision Notiz.

Im Bahnhof lief der fahrplanmäßige D-Zug aus Marseille ein. Aus sämtlichen Abteiltüren quollen neue Scharen von Urlaubern, zahlreiche höhere Offiziere darunter, wie man an den goldbetreßten Käppis unschwer feststellen konnte.

Ein paar Unteroffiziere der deutschen Panzer zogen ihre Pistolen und rannten über die Gleise, um den Schwarm der den Bahnsteig verlassenden Offiziere und Soldaten abzufangen.

Doch ehe sie noch ihre Pistolen in Anschlag bringen können, löst sich eine Gruppe von drei französischen soeben aus Marseille eingetroffenen Generalen und Divisionskommandeuren und schreitet auf die deutschen Unteroffiziere zu. Die Franzosen legen grüßend die Hand an die Mütze und fragen erstaunt und erfreut zugleich, seit wann denn das englische Kontingent sich in Besançon befinde.

Die beiden deutschen Unteroffiziere, die französisch sprechen, blicken zu ihrem Leutnant herüber, der soeben gleichfalls mit gezogener Pistole angerannt kommt.

Er hat die Frage der Franzosen gehört und antwortet: „Tut mir leid, meine Herren, aber wir sind keine Engländer, sondern Deutsche, und Sie sind meine Gefangenen."

Die drei hohen französischen Offiziere werden totenbleich, einer greift hastig mit der Hand in die Tasche, aber schon heben sich ein halbes Dutzend Pistolenläufe ihm entgegen. Ein Schwarm von französischen Soldaten umsteht die Gruppe. Es beginnt brenzlig zu werden. Da feuert ein Panzer einen Warnungsschuß über die Köpfe der Menge hinweg.

Es ist, als habe eine Bombe eingeschlagen. Die Franzosen stehen wie erstarrt. Die Kompanie am Bahnhof ist inzwischen eingekreist und kann beim geringsten Widerstand durch die deutschen Kanonen buchstäblich zusammengeschossen werden. Aber niemand denkt daran, sich zu wehren. Sie heben alle die Arme hoch. Die deutschen Panzermänner lassen auf dem Bahnhof eine starke Besatzung zurück, um etwa noch weitere, eintreffende französische Generäle in Empfang zu nehmen. Die anderen brausen weiter, immer weiter, der jetzt schon so nahen Grenze der Schweiz zu.

Ein Teil der Panzerbrigade war auf dem Marsch nach Süden befehlsgemäß nach Osten abgeschwenkt. Die Fahrzeuge geben

das Äußerste her. Die Abteilung hat den Auftrag, Nancy zu besetzen.

Nach wenigen Stunden schon liegt die Stadt vor ihnen. Genau wie im Manöver rasseln die schweren Fahrzeuge zu ihren Bestimmungsplätzen. Ungeheure Mengen französischer Soldaten fluten an ihnen vorbei. Zurück! lautet die Parole der Franzosen, um jeden Preis zurück. Gewaltige Mengen weggeworfener Waffen stapeln sich auch hier an den Straßenrändern und auf den Plätzen, die die Panzerwagen passieren.

Da, was ist das? Vor einem wuchtigen Gebäude steht ein französischer Posten. Als er die deutschen Panzer herandonnern sieht, stutzt er einen Augenblick, blickt schärfer hin, sieht das Kreuz an den deutschen Kampfwagen, lehnt sein Gewehr an die Mauer und nimmt die Beine in die Hand, als sei der Teufel hinter ihm her.

Der erste Wagen des Spitzenzuges hält. Was mag das für ein Gebäude sein?

„Prison", grinst einer, der vorübergeht.

Aha, also das Gefängnis. Der Leutnant springt ab. Die Pistole in der Faust dringt er durch das Tor. Er findet keinen Widerstand. Aber plötzlich ertönt aus irgendeinem Raum, den er noch nicht sieht, ein donnerndes Hurra. Überrascht hebt er den Kopf. Da drängen sich über ihm an den Gittern deutsche Männer und jubeln ihm zu.

Mit wenigen Sätzen springt der Leutnant die Treppe empor. Ein paar seiner Leute folgen ihm. Frauen, Kinder, Greise und Männer im besten Alter findet er hinter den Gittern. Sie tragen alle die furchtbaren Spuren der Gefangenschaft und von Mißhandlungen. Jeder will dem Leutnant die Hand drücken, die fünf deutschen Soldaten sind eingekreist von einer Welle des Jubels und der Freude. Es sind Elsässer, die wegen ihrer deutschen Gesinnung von den Franzosen ins Gefängnis von Nancy verschleppt worden sind.

Und plötzlich, es ist unsagbar ergreifend, formt sich das Stimmengewirr dieser verhärmten und gehetzten Menge zu

einem Chor. Wie ein Choral ſteigt es plötzlich, an den Wänden des franzöſiſchen Kerkers widerhallend, rauſchend empor:

„Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"

Der Leutant und ſeine Soldaten haben bei dieſem erſchütternden Bekenntnis zum Vaterland die Hände an die Mützen gelegt, dann aber ſauſen ſie bereits wieder die Treppe hinab. Weiter geht es, immer weiter.

Hinter ihnen brandet der Jubel der Befreiten.

Über den weitermarſchierenden Panzern fliegt ein Lied auf, das ſie alle ſingen, dieſe jungen Panzerführer, die aus den offenen Luken ſchauen, auch die Fahrer ſummen es mit in den eiſernen Koloſſen, und die Motoren dröhnen den Takt dazu, das mitreißende Lied der Soldaten der Panzerwaffe:

Ob's ſtürmt oder ſchneit, ob die Sonne uns lacht,
der Tag glühend heiß oder eiskalt die Nacht,
beſtaubt ſind die Geſichter, doch froh iſt unſer Sinn,
es brauſt unſer Panzer im Sturmwind dahin.

Mit donnernden Motoren, geſchwind wie der Blitz,
dem Feinde entgegen, im Panzer geſchützt.
Voraus den Kameraden, im Kampf ſtehn wir allein,
ſo ſtoßen wir tief in die feindlichen Reihn.

Wenn vor uns ein feindliches Heer dann erſcheint,
wird Vollgas gegeben, und ran an den Feind.
Was gilt denn unſer Leben für unſres Reiches Heer?
Für Deutſchland zu ſterben iſt uns die höchſte Ehr'.

Mit Sperren und Minen hält der Gegner uns auf,
wir lachen darüber und fahren nicht drauf.
Und drohn vor uns Geſchütze, verſteckt im gelben Sand,
wir ſuchen uns Wege, die keiner ſonſt fand.

Und läßt uns im Stich einſt das treuloſe Glück
und kehren wir nicht mehr zur Heimat zurück;
trifft uns die Todeskugel, ruft uns das Schickſal ab,
dann wird uns der Panzer ein ehernes Grab.

Nicht nur den Panzermännern fliegt dieses Lied in die Schlacht voran, rauschend erhebt sich seine Melodie auch in den Hallen der gewaltigen Fabriken, die den deutschen Panzermännern ihre Waffe erst schmiedeten.

Da stehen sie, mit harten Händen und prüfenden Augen, die deutschen Arbeiter, Ingenieure und Konstrukteure, aus deren Händen und Hirn diese furchtbare Waffe entstand.

Gigantisch sind die Hallen der Fabriken, die als Großschmieden der Panzerwaffe überall in Deutschland liegen. Hochqualifizierte Spezialarbeiter bauen an diesen Wunderwerken der Technik. Auch ihnen gebührt der Dank des deutschen Volkes.

Diese, von deutschen Arbeitern geschmiedeten Waffen mußten in der Hand bester deutscher Soldaten zur Vernichtung auch des stärkst gerüsteten Gegners führen.

Die Tage hellen sich jetzt wieder auf. Eines Morgens nach kurzer nächtlicher Rast sagt der Panzerschütze Koschmann zu seinem Kameraden Schild und deutet mit der Hand nach Süden: „Sieh mal dort: Gewitterwolken."

Der graue Morgendunst liegt noch auf den weiten, hügeligen Feldern, und man kann die Gegenstände in der Ferne nicht sehr klar erkennen. Der Panzerschütze Schild kneift die Augen zusammen und starrt eine ganze Weile in die Richtung, die die Hand des Kameraden weist.

„Mensch", sagt er dann und ist ebenfalls ehrlich erstaunt, „das sind keine Wolken, das sind Berge."

Fünf Minuten später weiß es die ganze Abteilung. Da hinten, fern im Süden, steigt das Massiv der Alpen empor. So weit sind sie also schon! Ganz Frankreich haben sie durchquert. Die höchsten Gebirge Europas liegen vor ihnen.

Es ist, als zögen die Berge die deutschen Panzermänner magnetisch an. Immer schneller fahren sie, immer schneller nach Süden ... nach Süden!

Dann bannt sie der neue Befehl in einen kleinen, wunderschön gelegenen Ort. Der Feind leistet keinen Widerstand mehr. Es ist, als führen sie durch eine Landschaft, die mitten im tiefsten Frieden liegt. Wie ein Manöver kommt ihnen dieser letzte Teil des Krieges vor.

Überall steht die Bevölkerung starr vor Staunen, wenn sie erscheinen. Die meisten wissen jetzt schon, daß es deutsche Panzer sind, die da herannahen. Der Rundfunk war schneller als der schnellste Motor. Nur einzelne französische Offiziere, die gefangengenommen werden, glauben noch nicht an das Schicksal Frankreichs. Sie lächeln, wenn man ihnen sagt, daß Frankreich die größte Schlacht in seiner Geschichte verloren hat und daß sich Frankreichs Zukunft längst im Norden entschied; sie wehren mit der Hand das Grauen ab, das in ihnen emporsteigen will und meinen mit leicht zitternder Stimme, der Norden sei weit, und die Deutschen könnten viel erzählen. Es sei alles nur Propaganda. Noch besitze Frankreich ungeschlagene Armeen und bedeutende Heerführer, noch stünde der Generalissimus Weygand an der Spitze, und dann sei noch der und jener da, und sie nennen Namen, die aus den Tagen des Weltkrieges herüberleuchten.

Die Deutschen widerlegen diese Ansichten kaum. Was hat das schon für einen Zweck, mit einem französischen Capitain zu streiten. Die Tatsachen sind stärker als die Meinung der französischen Offiziere, und das Erscheinen deutscher Panzer im Süden Frankreichs ist schließlich Beweis genug dafür, daß Frankreich überwunden wurde.

Auch hier marschieren überall in langen, endlosen Kolonnen die Züge der Gefangenen und der Flüchtlinge ihren grauen Weg. Die Bauern verrammeln ihre Türen und ihre Fenster in den Dörfern, wenn ein solcher Zug naht, manche machen sogar die Hunde los. Man kennt in Frankreich das noch nicht, was in Deutschland alle beseelt, daß einer zum anderen gehört, den Begriff der unlöslichen Volksgemeinschaft. Manchmal sieht es aus, als betrachteten die französischen Bauern die Elendskolonnen der eigenen Leute als Züge von Feinden.

Und das ist das grausigste Kapitel in diesem Krieg. Frankreich ist nicht durch den Feind, durch die deutschen Soldaten verwüstet und verheert worden, es ist durch die eigene schwarze, braune und gelbe Soldateska der Kolonien geplündert und geschändet worden. Neben den Wilden aus dem Urwald aber standen Frankreichs Verbündete, die Engländer.

Der Wilde aus dem Urwald, den Frankreich rief, um die Zivilisation zu verteidigen, kennt keine Hemmungen. Sein Denkvermögen ist primitiv, und oft begeht er Handlungen, die denen eines Tieres gleichen. Der Engländer aber, der die französischen Kirchen ausraubte, der Frankreichs wertvollste Museumsschätze fortschleppte, um sie auf seiner Pirateninsel in Sicherheit zu bringen, der französische Frauen schändete, weil sie wehrlos waren, dieser sogenannte Kulturbringer steht viel tiefer als der Schwarze aus dem Urwald. Sein Trieb, zu rauben und zu morden, ist sadistisch, und auf ihn regnen und hageln die Flüche der gepeinigten Bewohner ganz Frankreichs.

Das hören die Panzermänner oft und oft auf ihrem Siegesmarsch. Die Einwohner stehen stumm an den Rändern der Wege und blicken zu den Deutschen herüber. Sobald aber einer der Panzermänner in ein Gespräch mit ihnen kommt, gibt es nur eine Meinung: die Engländer haben Frankreich verraten.

Den deutschen Soldaten ist die Ansicht der französischen Bevölkerung gleichgültig. Sie beziehen ihre Quartiere und schauen oft nach den gewaltigen Gebirgsmassiven herüber. Es ist schön hier im südlichen Frankreich.

Trotz der Ruhe und der Rast geht der Dienst weiter. Nur einiges hat sich geändert, die Panzermänner haben nicht mehr die verquollenen geröteten Augen, denn der Staub der Landstraßen dringt ihnen nicht mehr wie mit Nadeln ins Gesicht. Sie können sich — welche Wohltat — wieder regelmäßig waschen; die Uniformen werden gereinigt und ausgeflickt, und die Fahrzeuge sehen wieder aus, als seien sie soeben aus der Fabrik gekommen. Man könnte glauben, es sei gar kein Krieg, wenn die Narben nicht wären, die Narben an den Fahrzeugen und die Wunden der Soldaten . . .

Aber kaum, daß sie alles wieder in bester Ordnung haben, werden sie schon wieder ungeduldig. Sie wollen doch hier unten nicht versauern. Kommt denn kein neuer Befehl? Geht es denn nicht wieder weiter? Vielleicht nach Westen? Dem Feind entgegen?

Aber es kommt kein neuer Befehl. Gleichmäßig vergeht die Zeit. Bis dann eines Tages die Nachricht wie eine Bombe einschlägt:

Frankreich hatte um Waffenstillstand gebeten!

Der neue Führer Frankreichs, der greise Marschall Pétain, Verteidiger von Verdun im Weltkriege, und General Weygand haben nüchtern und klar erkannt, daß Frankreich den entscheidensten Krieg seiner Geschichte, den es selbst frivol vom Zaun gebrochen hatte, so vollständig verloren hat wie nie einen Krieg je zuvor.

Das ist ein Tag!

Überall sind die Panzermänner in ihren Quartieren angetreten, und ihre Kommandeure sagen ihnen in soldatischen Worten von der Bedeutung des Tages. Mit donnerndem Jubel steigt das „Sieg Heil" auf den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht empor, als Dank für den ehemaligen unbekannten Gefreiten des Weltkrieges, der ein ganzes Volk wieder zum Siege emporgerissen hat.

„La guerre est finie", murmeln die Franzosen bedrückt. „Der Krieg in Frankreich ist zu Ende, der gegen England geht weiter", sagen die deutschen Soldaten voller Siegeszuversicht.

In der Rückschau bietet der siegreiche Feldzug in Frankreich ein gewaltiges Bild.

Deutsche Panzerdivisionen marschieren am 10. Mai 1940 gegen das mit den modernsten Mitteln der Technik ausgerüstete und für unüberwindlich gehaltene französische Befestigungswerk aller Zeiten.

Schon am 12. Mai stehen die Panzertruppen in Frankreich. Bereits am vierten Tag des mit unerhörter Wucht vorgetragenen deutschen Angriffs befindet sich Sedan in deutscher Hand. Überall überschreiten die deutschen Divisionen die Maas. Die verlängerte Maginotlinie um Sedan fällt. Zäh ist der Widerstand des Feindes, die Franzosen haben über Nacht erkannt, welchen furchtbaren Gegner sie vor sich haben, und sie setzen alles ein, um den deutschen Vorstoß aufzuhalten oder wenigstens zu verlangsamen. Es ist alles vergeblich!

Im Höllentempo jagen drei Panzerdivisionen mitten durch Frankreich. Alles, was sich ihnen entgegenstellt, wird buchstäblich niedergewalzt. Sie denken nicht an Flankenschutz und Rückendeckung, denn ihr Befehl heißt: Vorwärts!

Die Flankendeckung ist dennoch da. Nur wenige Mann halten oft einen erstaunlich großen Abschnitt, sie halten ihn zäh und verbissen. Von einfachen Soldaten und von höchsten Offizieren werden hier Taten vollbracht, die beispiellos sind. In vielen Fällen weiß niemand mehr davon, weil der, auf den es ankam, und der seine Pflicht bis zum Tode im höchsten Maße tat, nicht mehr davon sprechen kann. Ein schlichtes Kreuz, mit seinem Stahlhelm geschmückt, ist oft der letzte Zeuge selbstlosen Heldenmutes. Alle Waffengattungen sind an dieser Flankensicherung beteiligt: Flak und Panzerjäger, Infanterie und Artillerie, Flieger und Kavallerie, und welche Waffengattungen sonst noch eingesetzt sind. Die dünne Linie hat gehalten. Wo der Feind versucht, durchzubrechen, entbrennt oft ein fürchterlicher Kampf Mann gegen Mann. Ungeheuer ist die Überzahl des Feindes, aber ungeheurer ist der Wille zum Sieg, der in jedem deutschen Soldaten lodert. Und der Wille entscheidet.

So stießen die Panzerdivisionen weiter und weiter vor. Wie ein Sturmwind rast der Krieg mit ihnen über die französischen Straßen. Oft bleiben zur Rechten und zur Linken Fluren und Gehöfte völlig verschont. Nur wer sich auf den Straßen den Deutschen entgegenstellt, wird mit einer Wucht ohnegleichen vernichtet.

Am 18. und 19. Mai rasseln die deutschen Panzer narbenbedeckt bereits über die gewaltigen Schlachtfelder des Weltkrieges. Vor den Panzersoldaten liegt die Landschaft der Somme. Die Kämpfer aus dem Weltkrieg erblicken diese Gegend zum zweitenmal. Diesmal aber mit anderen Augen. Damals flossen hier Ströme von Blut, und fast ein Vierteljahrhundert schien es, als sei dieses deutsche Blut umsonst vergossen worden. Bis ein einziger Mann die Fahne der Deutschen wieder emporriß. Bis Adolf Hitlers Soldaten jene rächten, die damals hier fielen.

Am 20. Mai umfächelt die ersten Vorausabteilungen der frische Wind des Meeres. Und der 21. Mai 1940 wird als ein historischer Tag nicht nur in die Kriegsgeschichte der Deutschen, sondern in die Weltgeschichte eingehen, denn deutsche Soldaten stehen zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder an jenem Kanal, den die Welt bisher den „englischen" nannte.

Die Deutschen stehen ihrem Todfeind, sie stehen England gegenüber.

Die Panzerdivisionen schwenken ein. In härtesten Kämpfen rollen sie die französisch-englische Front auf. Immer wieder versuchen französische Eliteregimenter, den überstürzten britischen Rückzug zu decken. Die besten Heere der Welt prallen gigantisch aufeinander. Aus der Ferne klingt der Donner der Riesenschlacht wie eine Naturkatastrophe. Der Himmel rötet sich über brennenden Städten. Ganze Stadtteile stürzen im Eisenhagel deutscher Bomben krachend in sich zusammen. Der Tod geht in Frankreich um, der Tod, den Frankreich und England Deutschland zudachten. Es ist, als halte die Vorsehung selbst Gericht über die verblendeten Nationen, die ein friedliches Volk überfielen.

Wo die deutschen Panzer auftauchen, flüchtet alles. Es ist, als brande eine stählerne Springflut über Nordfrankreich.

Boulogne muß sich am 23. Mai ergeben, und am 24. Mai beginnt ein noch nie dagewesenes blutiges Ringen um den Schlüssel zur britischen Insel, um Calais. Bilder steigen auf,

wie man sie im Weltkriege um Verdun erlebte. Unerhörter Heldenmut auf beiden Seiten, aber es gibt in diesem Kriege gegen die Deutschen keinen Widerstand. Jeder deutsche Soldat spürt hinter sich die geballte, gesammelte Kraft des gesamten Volkes.

Calais fällt. Der Lorbeer des Sieges schmückt jeden einzelnen deutschen Soldaten. Vom Panzerschützen bis zum General. Mit der Knarre oder mit dem Degen in der Faust stürmen die höchsten Offiziere ihren Truppen voran. Keiner läßt sich vom anderen an Tapferkeit übertreffen.

Dann ist die Aufgabe der Panzer hier im nördlichsten Frankreich beendet. Doch schon kommt ein weiterer Befehl. Es geht nach Süden. Die Panzerdivisionen brausen ab. In nie dagewesenem Tempo fegen sie durch Frankreich. Diesmal von Norden nach Süden.

Wenige Tage später stehen sie an der Grenze der Schweiz. Vor ihnen erheben sich die gewaltigen Gebirgsmassive der Alpen.

Dann ist der Krieg zu Ende. Es war buchstäblich ein Krieg der Superlative. Der Superlative an Mut, Schnelligkeit und Einsatzfähigkeit. Ein totaler Krieg, wie der Führer ihn stets vorausgesagt hat.

Und total ist auch der Sieg.

Nie darf dieser Sieg die Deutschen denken lassen, daß er leicht errungen wurde. Die Schlachten dieses Krieges sind genau so hart geschlagen worden wie die des Weltkrieges, die jungen deutschen Soldaten waren genau so tapfer und treu und verstanden ebenfalls, um kein Haar anders heldenmütig zu sterben, als die von 1914.

Deshalb soll unser Dank an dieses Heer auch unermeßlich sein.

Die deutschen Panzermänner lächeln sich zu, als sie die Nachricht von der Kapitulation Frankreichs erfahren. Aber selbst noch ihr Lächeln ist ernst. Der Kampf war hart, und mancher aus ihren Reihen liegt in fremder Erde.

Die Franzoſen in den Städten, in den Dörfern verſuchen, um die Panzermänner herumzuſcharwenzeln. Aber der Blick der deutſchen Soldaten geht über ſie hinweg, ſie denken an ihre Kameraden . . .

Es gibt wieder Tage der Ruhe. Die Waffen können nachgeſehen werden, und die ſchwarzen Uniformen werden gereinigt. Es iſt oft bitter nötig. Der Blitzkrieg hat ſeine Spuren deutlich hinterlaſſen.

Abends, in der Freizeit, ſtehen ſie oft zuſammen. Aber ſie unterhalten ſich nicht mehr wie in den knappen Ruheſtunden während der Schlachten. Sie blicken ſich nur an und ſchweigen. Manchmal ſtreichelt einer eines der Fahrzeuge, das neben ihnen ſteht. Wie lebendige Weſen ſind ihnen ihre Kampfwagen oft erſchienen, wenn ſie gehorſam, jedem Befehl des Fahrers unbeirrt, durch den Höllenhagel feindlicher Granaten donnerten, wenn ſie mit ihren ſtarken Leibern den tödlichen Stahl von ihren Beſatzungen abhielten, wenn ſie durch die Mauern und Hinderniſſe walzten.

Auch Poſt kommt jetzt oft. Poſt, die ſie am meiſten während der langen Zeit entbehrten.

Jetzt ſchreiben die Väter und die Mütter, die Bräute und die Geſchwiſter. Sie alle wollen wiſſen, wie es denn geweſen ſei und ob der, der zu ihnen gehört, auch dabei war, wenn das Oberkommando der Wehrmacht in ſeinen ſchlichten, nüchternen Berichten mitteilte, daß ſich die Panzer hervorragend ausgezeichnet hätten.

Manche ſetzen ſich hin und ſchreiben. Man ſieht es vielen an, welche Überwindung es ſie koſtet. Frontſoldaten berichten nicht gern von ſich. Aber die anderen werden dringlicher. Sie warten auf Nachricht. Auf ganz genaue Nachrichten.

Die Mütter und die Väter, die Geſchwiſter und die Bräute haben ſich in vielen Dingen eingeſchränkt, haben tapfer mitangepackt, wenn es galt, zu helfen, haben gearbeitet, ſo gut ſie konnten, haben auch gebangt und gehofft und haben manchmal ſchmerzlichſte Gewißheit tapfer getragen.

Deshalb haben sie ein Recht, zu hören, was die Panzer erlebten.

Und deshalb nehmen die Panzermänner die Feder zur Hand, um aufzuzeigen, wie es war — so, wie es in diesem Buch geschildert ist.

Ihnen allen aber gebührt der Lorbeer höchsten Ruhmes.

Die deutschen Panzerdivisionen als Teil der deutschen Armee, der besten Armee der Welt, haben zusammen mit den anderen Formationen des Heeres, zusammen mit der Luftwaffe, der Infanterie, der Artillerie und all den anderen die Absicht der Feinde zunichte gemacht.

Deutschland ist Sieger. Unbestrittener Sieger auf dem Kontinent. Die deutschen Panzer waren der Keil der Armee, die gepanzerte Faust, die dem Gegner an die Gurgel fuhr.

Wer Deutschland den Krieg erklärt, wird blitzschnell erfahren, was das heißt.

Wer Deutschland den Krieg erklärt, wird die deutschen Panzer so kennenlernen, wie das Polen und Frankreich zu ihrem Schaden tun mußten.

Das Lied des Panzermannes aus diesem Kriege ist weit über die Grenzen Großdeutschlands gedrungen. Viele andere Länder haben ihre militärischen Ansichten über den Wert ihrer Armeen ändern müssen. Viele werden nachzuholen versuchen, was nachzuholen ist.

Sie werden sich Panzer bauen können, Panzer, so stark, daß keine Kugel sie zu durchdringen vermag.

Nie aber werden sie in ihren Fabriken den deutschen Angriffsgeist, den deutschen Mut und das deutsche Herz zusammenbauen können.

Das ist einmalig.

Und das wird immer einmalig sein.

Denn das gibt es nur in einem einzigen, für alle Zeiten in sich gefestigten Großdeutschen Reich unter der glorreichen Führung des größten, lebenden Deutschen, unter der Führung Adolf Hitlers.

So mag nun das Lied der Panzermänner erklingen, denn jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau soll wissen, was sie den Panzermännern zu danken haben, soll wissen, daß der Angriff des Feindes schon in den ersten Tagen des Blitzkrieges gegen Frankreich an der gepanzerten Faust dieser Männer zerschellte. Deshalb werden sie das Heldenlied der Panzer weitergeben, an Kind und Kindeskind, von Mund zu Mund, über die Jahrzehnte, ja, über die Jahrhunderte hinweg.

Denn Deutschland wird durch diesen Krieg nicht für Jahrzehnte, sondern für ein Jahrtausend gebaut.

So wird der Ruhm der deutschen Panzermänner erklingen landauf und landab. Die Taten der Männer in den schwarzen Uniformen werden leuchtendes Vorbild für alle späteren Geschlechter sein. Unter der Wucht ihrer Waffen und dem heroischen Einsatz jedes einzelnen von ihnen brach an die Morgenröte des in allen seinen Stämmen geeinigten Großdeutschen Reiches.

CHRISTOPHÉ

Wir stoßen mit Panzern zum Meer